

ABSTRACT

Title of Thesis: HANS MAGNUS ENZENSBERGER: EIN ROMANTISCHER
MARXIST?

William Thomas Hildebrandt, Master of Arts, 2010

Thesis directed by: Professor Dr. Elke Frederiksen
Department of Germanic Studies

The German poet, essayist, publicist and intellectual Hans Magnus Enzensberger has been difficult to clearly define for readers and critics alike. This investigation examines the complimentary interplay between important aspects of German Romanticism and dialectical Marxist thought in the aesthetic and socio-political contexts that have shaped Enzensberger's lengthy writing career. It aims to illustrate his underlying adherence to these principles as evidenced by his chosen subject matter and the aesthetic creation and destruction of the artistic self in his own work. Using a combination of romantic irony and dialectical movement, Enzensberger's continued position as a romantic Marxist can be shown in his constant productive appropriation of emerging social conditions, as well as in his adaptability and self-reflective intellectual growth. The analysis begins with Enzensberger's provocative early poetry and expands existing literary research by shifting the main focus to his more recent essay production.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER: EIN ROMANTISCHER MARXIST?

by

William Thomas Hildebrandt

Thesis submitted to the Faculty of the Graduate School of the
University of Maryland, College Park in partial fulfillment
of the requirements for the degree of
Master of Arts
2010

Advisory Committee:

Dr. Elke Frederiksen, Chair
Dr. Peter Beicken
Dr. Gabriele Strauch

Inhaltsverzeichnis

I. Einführung	1
1. Der unerklärliche Literat	2
2. Kritische Stimmen	4
3. Grundlage der Konstanten	11
4. These	14
5. Fokus und Auswahl der zu untersuchenden Werke	17
6. Streifzug: Überlegungen zu Enzensbergers Schreibweise und Karriere	19
6.1 Die erste Schaffensphase	21
6.2 Hinwendung zur politischen Essayistik	45
6.3 Über eine produktionsorientierte Moral im Zuge der Weltöffnung	62
6.4 Behandlung aktueller Themengebiete in der globalen Welt	74
6.5 Die jüngste Lyrik	96
7. Schlussbemerkungen	99
8. Die Gedichte im Anhang	104
8.1 <i>der andere</i>	104
8.2 <i>verteidigung der wölfe gegen die Lämmer</i>	105
8.3 <i>blindlings</i>	106
8.4 <i>middle class blues</i>	107
8.5 <i>Ohne Rücksicht auf Verluste</i>	108
9. Literaturverzeichnis	109
9.1 Primärliteratur	109
9.2 Sekundärliteratur	111

Man muss nur an alles, was man sieht, etwas anzuknüpfen vermögen, es mit früheren Erfahrungen in Einklang bringen und es unter allgemeine Gesichtspunkte stellen, das ist die Wirkungsweise der Vernunft, dessen entsinne ich mich.

- Gottfried Benn. *Die Eroberung*, S. 44

Where do I get all my ideas from? You might as well have asked that of Beethoven. He was goofing around in Germany like everybody else, and all of a sudden this stuff came gushing out of him. It was music. I was goofing around like everybody else in Indiana, and all of a sudden stuff came gushing out. It was disgust with civilization.

- Kurt Vonnegut. *Armageddon in Retrospect*, S. 232

I. Einführung

Die Fragestellung dieser Arbeit, *Hans Magnus Enzensberger: Ein romantischer*

Marxist?, richtet sich auf zwei Wesenszüge in Leben und Werk, Schaffen und Denken

dieses vielseitigen Dichters, Publizisten und führenden deutschen Intellektuellen.

Enzensberger lässt sich schwer auf etwas Eindeutiges festlegen. Aber seine

Auseinandersetzung mit der Romantik am Beispiel der Studie zur Brentanos Poetik, die

seine Dissertation umfasst, hat nicht nur seine Aufarbeitung des Dichtungstheoretischen

gezeigt, sondern legt auch nahe, dass er dem Aspekt der romantischen Ironie –

einschließlich deren Gebot von der dargestellten Selbstschöpfung und -verneinung des

Künstlers in seinem Werk – nicht fernsteht. Denn „in der Begegnung mit Werk und

Person Clemens Brentanos hat Enzensberger seine Identität gebildet“ (Linder 117).

Enzensbergers Schreiben macht außerdem deutlich, dass er tief im marxistischen Denken

und der dialektischen Methode verwurzelt ist, und dass er sowohl in seiner

reflektierenden Prosa als auch in seinem dichterischen Werk beides zur Anwendung

bringt. Dabei befolgt er keineswegs stringent die Dikta einer Orthodoxie, sondern er ist

vielmehr ein Anverwandter besonderer Art. Diese Aspekte, das Romantische sowie das Marxistische, sind nun in ihrer Eigenart und Verschränkungen bei Enzensberger näher nachzuweisen.

1. Der unerklärliche Literat

Der deutsche Schriftsteller und Lyriker Hans Magnus Enzensberger gilt in vieler Hinsicht bis heute noch als ästhetisch-politisch unlösbares Rätsel. Er stellt für zahlreiche Leser, Politiker und Literaturwissenschaftler – ja für Anhänger und Feinde zugleich – einen Mythos dar, der sich nicht endgültig klären lassen will. Viele Rezensenten und Kritiker haben fast mit Bitterkeit zugeben müssen – selbst nach großangelegten und ausführlichen Untersuchungen von Enzensbergers Œuvre – dass der Autor sich in keine ideologische bzw. künstlerische Schublade stecken lässt. Zumindest nicht ohne Widersprüche und gewiss nicht einwandfrei.

Dass Enzensberger einen wortgewandten und emphatischen Dichter darstellt, dürfte kaum angefochten werden. Er hat die Fähigkeit, seine Leser kraft seiner eindrucksvollen literarischen Begabung im Bann zu halten. Und obschon es manch einem Leser zweifellos nach dem Weglegen des gerade zu Ende gelesenen Enzensbergerschen Textes sicherlich so ergangen sein wird, dass ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich etwas erschlagen am Kopf zu kratzen – und vielleicht dabei die Frage nach den wahren Intentionen des Autors zu stellen, oder zumindest danach zu fragen, welcher theoretische Standpunkt Enzensbergers Erzeugnis zu Grunde liegen könnte. Dabei können Leser unmöglich übersehen, dass der Text eine erstaunliche Wirkung auf sie gehabt hat.

Mindestens ein Teil der Faszination mit dem Phänomen Enzensberger rührt daher, dass seine Werke – vorwiegend seine gesellschaftskritische Lyrik aus den späten 1950er bzw. frühen 1960er Jahren – ein nicht unerhebliches Identifikationsgefühl in seinem Publikum erwecken. Insbesondere bei jüngeren Lesern war und ist er noch so beliebt für das Talent, „deren Lebensgefühl so genau zum Ausdruck gebracht zu haben, dass geradezu leitbildbestimmende und existenziell-identifikatorische Rezeptionsweisen sich einstellen“ (Osterle 286). Darüber hinaus wird seinen Schriften eine so bemerkenswerte Relevanz beigemessen, dass Enzensbergers Gedichte „schon lange in die Lesebücher für die Oberstufe Eingang gefunden“ haben (286).¹

Vielleicht liegen seine fruchtbare Produktivität und stets kritische Haltung an dem Umstand, dass er in eines der dunkelsten historischen Kapitel der deutschen Geschichte hineingeboren wurde und daher den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen aus nächster Nähe erlebte – zunächst als zwangsläufiges Mitglied der Hitlerjugend und später als Dolmetscher bei der englischen Luftwaffe unter der Besatzung in Deutschland. Daher vielleicht auch der unablässige Umtrieb:

1929 geboren, ist man gerade so alt, dass man das Ende des Krieges ins Bewusstsein hat nehmen können. Jetzt nur schnell weg von der Familie, auch wenn die Mama wunderbar ist, der kleinbürgerliche Hintergrund ist nicht zu ertragen. Die kleinbürgerliche Familie wird im Bewusstsein mit dem Anlass und dem Ende des Krieges synchronisiert; die Formel lautet: Bankrott. (Andersch 9)

Dies ist die Geburtstunde eines Mythos, von einem Menschen, dessen Schaffen sich im kulturellen Bereich nicht selten den Postulaten einer logischen Analyse entzogen zu haben scheint.

¹ Dies gilt heute noch: in dem von unserer Abteilung in den Sprachkursen verwendeten Lehrbuch *Kaleidoskop* befindet sich ein Abdruck von Enzensbergers Gedicht *Nicht Zutreffendes streichen* zum Zwecke der Diskussionsanregung.

Vor diesem Hintergrund sei die Anmerkung erwähnt, dass Enzensbergers Schriften die Leser sowohl direkt als auch referenziell zur Teilnahme an einer wechselseitigen Reflektion auffordern, der ein dialektischer analytischer Prozess zu Grunde liegt, die auch aber ästhetisch in der umstrittenen Schule der romantischen Ironie anzusiedeln ist. In diesem Sinne möchte ich eine Auswahl von Enzensbergers Texten unter dem Aspekt des Autors als romantisch-ironischen Marxisten untersuchen. In Verbindung damit soll gezeigt werden, dass Enzensberger seinen Handlungsraum primär in der Literatur hat. Er erkannte früh den Wert dieser ästhetischen und analytischen Denkweise und hat ihn seit seinen frühesten Werken wiederholt angewandt. Die Wirkung, über die seine Texte verfügen, ist eine, durch die seine Leser das Gefühl bekommen, es handele sich um etwas dringend Wichtiges. Laut marxistischen Methoden ist die Erlangung des Bewusstseins über die eigene Lage in einer andauernd interaktiven Beziehung zum „organischen Ganzen“ höchste Priorität (Marx 630). Die literarisch-ästhetische Vermittlung dieser Dringlichkeit kann sich Enzensberger als Erfolg verbuchen.

2. Kritische Stimmen

Es bedarf an dieser Stelle zunächst einmal eines groben Überblickes über das, was bereits im Zusammenhang mit diesem Mythos gesagt worden ist. Denn erst nachdem dieser Bereich ansatzweise beleuchtet worden ist, können weitere analytische Fährten fachgemäß verfolgt werden.

In seinem Aufsatz *Der lange Sommer der Romantik: Über Hans Magnus Enzensberger* stellt der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Christian Linder am Anfang die rhetorische Preisfrage: Wer ist Enzensberger?

Was wir von ihm kennen, ist lediglich sein Mythos, den er selbst inszeniert und den er auch in seine Bücher mit hineingenommen hat, ein Mythos, den Leser und Kritiker übernommen haben, ohne dass sich je jemand gefragt hat, warum er ihn braucht. Das ist der Mythos eines Mannes, der beweglich ist und unterwegs, der Positionen anspricht und ausspricht und sie wieder verlässt. (112)

Einen ähnlichen Kommentar zum Thema liefert Ingrid Eggers in ihrer Arbeit *Veränderungen des Literaturbegriffs im Werk von Hans Magnus Enzensberger*. Dort führt sie nicht weniger als sechs Beispiele für Charakterisierungen Enzensbergers an:

[Es gab] jene, die in ihm einen besorgten Kritiker der Gesellschaft sahen, dessen Anliegen seinen "gültigsten Ausdruck" in seinen Gedichten gefunden haben (1), und andere, die ihn nicht ernst nahmen: Er sei ein "Naseweis und professioneller Zeterer", behauptet Günter Blöcker (2), und Hans Egon Holthausen nannte ihn einen "dialektischen Pfiffikus" (3). Man hat ihn als romantischen Marxisten klassifiziert [meine Anm.: von Lindner] (4) und als anarchistischen Konservativen (5); bis auf wenige Ausnahmen (6) stimmen jedoch alle Kritiker darin überein, dass Enzensberger ein außergewöhnliches literarisches Talent ist, das zumindest im deutschsprachigen Raum nicht ignoriert werden kann. (9)

Über sein „literarisches Talent“ haben wiederum andere ihren Lobgesang für Enzensberger geäußert. Paul Michael Lützeler, der produktive Literaturwissenschaftler auf dem Gebiet des Post-Kolonialismus, gibt in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Bandes *Der postkoloniale Blick* zu erkennen, dass Enzensberger sich rühmen könne, schon relativ früh am postkolonialen Diskurs teilgenommen zu haben (22).

Allerdings dürften solche Huldigungen vom fortschrittlichen Engagement nicht unwidersprochen bleiben. Laut mehrerer Kritiker würde ihm seine Teilnahme an der Spitze der postkolonial agierenden Schriftsteller nicht ohne Vorbehalt als Verdienst

angerechnet. In ihrem Aufsatz *Colonial Legends, Postcolonial Legacies* konstatiert Susanne Zantop, dass Enzensbergers Irrtum darin bestehe, die Wechselbeziehungen zwischen kolonialen Fantasien und Realitäten, die in ehemaligen Kolonialgebieten noch vorhanden sind, nicht hinreichend reflektiert oder wahrgenommen zu haben (202).

Ferner zitiert Zantop Sarah Lennox:

...it is nonetheless possible to argue that the position of Enzensberger and many other radicals still retained a certain sort of Eurocentrism: no longer on the wrong side of history or peripheral to it, they could now imagine that their own efforts placed them in the world-historical vanguard that would soon transform the world. (201)

Nicht zu übersehen sind auch die vielen Bemerkungen, die darauf hindeuten, wo Enzensbergers künstlerische Beweggründe herrühren könnten. Zantop meint eine Ähnlichkeit mit Herder zu erkennen, wenn sie sagt, Enzensberger sei von moralischer Entrüstung motiviert. Dies soll freilich bei seinem Schreiben gegen Ungerechtigkeit vielmehr als produktive Schaffenskraft angesehen werden – eine Tatsache, die allerdings nicht nur den zeitgenössischen KulturwissenschaftlerInnen aufgefallen ist. Bereits 1958 verfasste Alfred Andersch einen kurzen Artikel über Enzensberger und seine Position als aufblühender deutscher Lyriker. Am Ende des Artikels proklamiert Andersch in beinahe prophetischem Ton: „Endlich, endlich ist unter uns der zornige junge Mann erschienen, der seine Worte nicht auf die Waagschale legt, es sei denn auf die der poetischen Qualität. [...] Eine Begabung wie diejenige Enzensbergers wird immer gefährdet sein...“ (12f.)

Die Erwähnung von einer gefährdeten Begabung Enzensbergers, vor allem in Bezug auf die vorangegangenen Kritiken, wirft also Licht auf eine Problematik, die nicht nur der Lyriker und Essayist Enzensberger verkörpert, sondern die „widersprüchliche

Zwitterexistenz“ des Mannes selbst auch veranschaulicht (Grimm 45). Denn sobald man bei Enzensberger angelangt ist, treten „eklatante Widersprüche“ unmittelbar in den Vordergrund (45). Das Dilemma sieht folgendermaßen aus: einerseits genial, welterfahren, gnadenlos gesellschaftskritisch in seinem Schaffen; andererseits selbstsüchtig, opportunistisch, feige, willkürlich und wankelmütig, eingebildet und geradezu kleinbürgerlich. Und diese zwei scheinbar nicht miteinander zu versöhnenden Charakteristika spiegeln nicht nur seine Ästhetik oder gar die politische Haltung gegenüber seinen Gegenständen; sie treffen vielmehr auf die selbstreferenzielle und dialektische Einheit in Enzensbergers Person zu: eine angestrebte Einheit von Theorie und Praxis, die darin ausmündet, dass der Autor stets im Werden ist.

Von einer persönlichen Betroffenheit Enzensbergers zu sprechen ist überhaupt erst möglich, wenn man sich überlegt, was man bei einer genaueren Analyse von seinem Werk *nicht* berücksichtigen dürfte. Denn „wer eine Verschärfung der Kritik wahrnimmt, lässt gewöhnlich den Lyriker außer acht; wer eine reinere Lyrik zu erkennen glaubt, den Kritiker“ (Grimm 46). Analog dazu verhält es sich mit den von ihm ins Visier genommenen Themengebieten:

Es sieht in der Tat so aus, als habe sich Enzensbergers Interesse nicht nur vom Poetischen mehr aufs Politische und von spezifisch deutschen Problemen auf solche globaler Natur verlagert, sondern allgemein von den Medien stärker auf die Macht, kurzum von dem Überbau auf die Basis. (47)

Weitere Schwierigkeiten treten auf, wenn man einen Streifzug durch seine literarische Karriere wagt. Rezensenten und Kritiker sind in ihren Beiträgen sehr darum bemüht gewesen, Enzensberger zu verorten, was einem Versuch gleichkommt, ihn auf eine bestimmte Weltanschauung, Ästhetik, Intention oder – grob gesagt – Ideologie

festzulegen. Doch sobald die Untersuchung beginnt, gerät man selbst in den Strudel der Widersprüchlichkeit.

Viele Gründe könnten hierfür aufgelistet werden: unter anderem, Enzensbergers Jugend, seine Bildungsjahre, die sich stets ändernde weltpolitische Lage, die Erfindung und Vermarktung neuer Technologien, die unaufhörliche Kritik an seiner Person und seinem Werk, seine Produktionsmoral, sein Umgang mit der Sprache und Literatur, Aufenthalte im Ausland, um bloß einige zu nennen. Man möchte überzeugt behaupten, dass zwischen all diesen entscheidenden Faktoren klar unterschieden werden könne, und dass man zu einem bestimmten Zeitpunkt gewisse Lebensumstände oder andere Einflüsse folgenlos ausblenden bzw. nachdrücklicher hervorheben sollte. Und eine solche Einstellung ist verlockend, schützt jedoch die Ergebnisse solch einer Analyse nicht gegen die gleichen Vorwürfe, die gegen den Studiengegenstand Enzensberger selbst gemacht werden. Um wieder mit Grimm zu sprechen, laufe jene Herangehensweise unvermeidlich auf eine „*terrible simplification*“ hinaus (46).

Warum untergräbt Enzensberger von vornherein also seine wohlwollendsten und bösartigsten Kritiker zugleich? Wie kann er sich schon immer herausgenommen haben, kritischen Stimmen unerbittlich zu trotzen und dennoch ein unvergleichlich hohes Ansehen zu genießen? Hält er seinen Lesern etwa mutwillig den Spiegel vor, um uns in unserer abgesicherten Existenz zu provozieren? Soll er der Inbegriff eines modernen Genies sein; eines, das sich zur Schau stellt und selbst kritisiert, während er im selben Atemzug mit dem nächsten ausgewählten Opfer öffentlich abrechnet?

All diese Fragen zeigen eine Verquickung verschiedenster Elemente dieses facettenreichen literarischen Lebens. Denn so wenig der Kritiker Enzensberger sich aus dem Gesamtbild herausdestillieren und folglich von dem Lyriker Enzensberger trennen lässt, so ist auch jede Lebensphase oder Erfahrung nicht von seiner eigenen ideologischen Geschichte und dem persönlichen Hintergrund zu trennen. Bei dem oben erwähnten Streifzug wird man sehr schnell erkennen, dass Enzensberger im Laufe der Jahre viele Veränderungen durchlaufen hat. Aber bloß Parallelen zwischen politischen Ansichtsverschiebungen und literarischen Richtungs- und Tonänderungen zu ziehen, wäre naiv. Ähnlich kurzsichtig wäre es, einen Beweis für Opportunismus oder ideologischen Verrat daraus zu folgern und Enzensberger diese spöttisch zum Vorwurf zu machen.

Bereits 1965 wagte der Schriftsteller Peter Weiss so einen Schritt, als er in seinem Aufsatz *Enzensbergers Illusionen* an seinem Kollegen bemängelte, dass letzterer in einem Nachwort zu einer *Kursbuch*-Ausgabe unüberlegt eine Trennlinie zwischen einer Welt der Armen und der Reichen gezogen habe, wobei er die gravierenden System- und Gesellschaftsunterschiede zwischen Ländern wie Amerika und der Sowjetunion geflissentlich außer Acht gelassen hätte. Folgerichtig wird er dort dann von Weiss einer „Wirklichkeitsfälschung“ bezichtigt (Weiss 240).

Natürlich hat Enzensberger für seinen Teil kaum ein Jahr später eine Antwort ersonnen. In *Peter Weiss und andere* verteidigt sich der Schriftsteller gegen die oben genannten

Vorwürfe mit gekonntem Eifer, dreht den Spieß um und wirft Weiss vor, dass er „weder ein Programm“ noch „eine Strategie“ vorzuschlagen habe (247). Er fügt noch hinzu, dass eine politische Entscheidung, die „keine präzisen Ziele kennt“, leer bleibe, ja dass eine solche „ohne präzise Strategie“ blind bleibe (247).

In einer für die vorliegende Untersuchung erleuchtenden Weise laufen Enzensbergers Zurückweisungen, Selbstkritik („Ihr, meine Herren studiert die Statistik. Ich auch.“) und Einigungsversuche hier in einem Punkt zusammen:

Der Fall ist lächerlich, aber er ist nicht komisch. Hier geht es nicht um ein paar Schriftsteller und ihre Meinungsverschiedenheiten. Dass der eine dem anderen „Wirklichkeitsfälschung“ vorwirft, der eine dem andern blinde Naivität, möchte jeden, der lesen kann, kalt lassen. Es ist aber hier von Fragen die Rede, die blutig sind; wovon wir reden, daran sterben viele Leute; darum handelt es sich, nicht um Kindereien, und deshalb muss ein Abgrund ein Abgrund genannt werden, Reichtum Reichtum, Interesse Interesse und was ein furchtbarer Riss [gleichbedeutend mit dem ausufernden Wohlstandsgefälle auf Weltebene] ist, ein Riss. (*Peter Weiss und andere* 248)

Hier leuchtet das Bild eines Schriftstellers auf, der sich nicht mit Kleinigkeiten, „Kindereien“ oder ideologiebeladenen Streitereien abgeben möchte, weil er offenbar das Gefühl hat, es gebe Wichtigeres. Die Sache müsste beim Namen genannt werden. Freilich nimmt er sich die Zeit, eine Replik auf Weiss' Worte zu verfassen, und offensichtlich will er die Gelegenheit nicht verpassen, sich selbst in den Schlagabtausch eingebunden zu sehen (und dies auch anderen sichtbar zu machen), aber trotz all dem hat man zum Schluss den überwältigenden Eindruck, dass Enzensberger mitten drin ist und zugleich über den Dingen schwebt:

Die moralische Aufrüstung von links kann mir gestohlen bleiben. Ich bin kein Idealist. Bekenntnissen ziehe ich Argumente vor. Zweifel sind mir lieber als Sentiments. Revolutionäres Geschwätz ist mir verhasst. Widerspruchsfreie Weltbilder brauche ich nicht. Im Zweifelsfall entscheidet die Wirklichkeit. (251)

3. Grundlage der Konstanten

Es wird in der kritischen Literatur oft über Enzensberger gesagt, dass trotz aller Widersprüchlichkeit und Wechselhaftigkeit bestimmte Konstanten bei ihm auszumachen seien. Eine von Grimm 1974 vertretene These (die zehn Jahre später in Grimms Sammelband *Bildnis Hans Magnus Enzensberger* wieder abgedruckt wurde) besagt, dass das Werk Enzensbergers durch einen Dualismus gekennzeichnet sei. So Grimm:

Immer wieder kommt es [...] zu solchen „Konterpaarungen“ wie Faschismus/Kommunismus, Bundesrepublik/DDR, Kapitalismus/Kommunismus, USA/Sowjetunion; immer wieder werden Herrschende und Unterdrückte, Besitzende und Ausgebeutete, Reiche und Arme oder schließlich reiche und arme Länder und Völker gegeneinander entgegengesetzt. Gewiss, ein Fortschreiten vom Nationalen übers Soziale zum Globalen ist unverkennbar. Aber der grundsätzliche Dualismus – zwei Staaten, zwei Klassen, zwei Völkerblöcke oder Welten – wird beibehalten. Enzensbergers Denkinhalte wandeln sich zwar oder, besser gesagt, weiten sich aus; seine Denkform bleibt jedoch die gleiche. (56)

Da Enzensberger Ende der 1950er Jahre zur künstlerischen Geltung kam, die stark von einer binären oder dichotomen Weltordnung geprägt war und eben diese Weltordnung die gesellschaftspolitische Einstellung der Weltbevölkerung überlagerte, nimmt es nicht wunder, dass diese „Denkform“ sehr prägend war und über längere Zeit gleich bleiben konnte. Obwohl er bekanntlich nicht lange bei den bereits von ihm behandelten Themen verweilte, um sich neuen zuzuwenden, ist nicht nur diese Dichotomie unverändert, sondern auch die „handwerklichen Elemente“, die er stets aufs Neue thematisiert, blieben gleich (57). Hierin mag der Grund dafür liegen, warum eine weitere Konstante bei ihm die Medien bilden.

Diese sogenannten Konstanten sind aber nicht nur in Form und Inhalt zu untergliedern, sondern es kommt auch die Frage nach seiner Theorie der Geschichte hinzu. Martin Fritsche stellte in seiner Arbeit die These auf, „dass [Enzensberger] seine historischen Bedingungen nicht nur unablässig reflektiert, sondern ebenso sehr versucht, sowohl als

Objekt als auch als Autor der Geschichte, auf diese einzuwirken“ (234). Eine Berücksichtigung seines geschichtlichen Konzepts kann für Kritiker und Leser Querverbindungen und Konstanten in Enzensbergers schriftstellerischer Karriere erhellen und ist in jeder wissenschaftlichen Untersuchung unentbehrlich. Denn nur so kann man diesem vielseitigen Autor gerecht werden, indem man ihn und sein Werk als Ganzes betrachtet, anstatt es zu zerlegen und sich dabei in Einzelheiten zu verlieren.

An vielen Stellen wird Enzensberger als „Chamäleon“ beschrieben, weil er seinen Standpunkt so oft gewechselt zu haben scheint. Linder deutet in der oben zitierten Passage an, dass man fragen müsste, warum der Autor es nötig habe, sich seines eigenen Mythos zu bedienen und diesen in der Öffentlichkeit aufspielen zu lassen. Seine Abhängigkeit von der Geschichte, die ihm durchgehend als Stoff dient und immer wieder ein neues, wenn nicht leicht abgewandeltes Sujet liefert, lässt darauf schließen, dass er sich in dieser Geschichte verfangen sieht, und zwar gerne.

Diese Ansicht soll jedoch keineswegs negativ anmuten und ist auch nicht – wie wir es von Enzensberger gewohnt sind – ohne Widersprüche. Grimm will aus seiner Analyse zwei allgemeine Schlüsse gezogen haben im Hinblick auf Enzensbergers Verhältnis zur Geschichte:

Nämlich einmal den, dass sich Enzensbergers fundamentale Dichotomie mit seinem Geschichtsbild gleichsam zu einem ideologischen Koordinatennetz verknüpft, in dem er sich unablässig selber fängt; und zum anderen den, dass Enzensberger ebenso unablässig bemüht ist, dieses Netz, in dessen würdigen Maschen er sich verstrickt sieht, immer aufs neue zu zerreißen. (72)

Man möchte an dieser Stelle wissen, ob eine Verortung Enzensbergers in diesem zu einem Koordinatennetz verflochtenen geschichtlichen Raum auf lange Sicht tragfähig ist.

Eine mögliche Antwort darauf bietet Grimm selber, wenn er nahelegt, dass Enzensbergers Dualismus im Grunde genommen ein Monismus ist, also dass sich sein Denken und literarisches Schaffen zu einer Ganzheit vermischen (72f.) Grimm führt den Gedanken weiter und spricht von einer geographischen Dimension Enzensbergers sowie von einer historischen, und beides soll sich im Koordinatennetz gegenseitig ergänzen.

Als problematisch erweist sich allerdings, dass beide Dimensionen für sich in seinen Werken Gültigkeit erlangen wollen. Die geographische (synchrone) Dimension ist durch das Hier und Jetzt konstituiert, konzentriert sich also auf „die Umwelt mit ihren politischen, sozialen und ökonomischen Gegensätzen“, während die historische (chronologisch-diachrone) Dimension sich mit der Problematik der „Vor- und Nachwelt“ auseinandersetzt, was Grimm letztendlich– unter Beziehung auf die These von Kurt Oppens – zur Bezeichnung des Enzensbergerschen Dualismus als einen de facto Monismus erfasst (73).

Um diesen Faden aufzunehmen und dieses Gedankengefüge etwas ausführlicher herauszuarbeiten, muss hier betont werden, dass wir es hier in erster Linie mit der Konzipierung von einem Bewusstsein Enzensbergers zu tun haben. Die moralische Entrüstung und der Eurozentrismus (vgl. Zantop), die „Wirklichkeitsfälschung“, der stetige Positionswechsel, sein Weben „halbseidener kultur- und gesellschaftskritischer Muster“ mit „nihilistischer Gebärde“ (Krämer-Badoni 71f.), kurz: all die schwerwiegenden Vorwürfe, die ihm im Laufe seiner Schreibkarriere gemacht worden

sind, decken sich mit der Bewertung eines angewandten Bewusstseins, mit Enzensbergers Wissen um seine eigene Umwelt.

Und da, in Anlehnung an Grimm, dieses Bewusstsein sich innerhalb des Enzensbergerschen „Koordinatennetzes“ gleichzeitig in scheinbar entgegengesetzte bzw. uneinheitliche Richtungen erstreckt, werden wir nun bei der Analyse seiner Werke – so meine These – ebenfalls in zwei theoretische Richtungen gezerrt: zum einen erscheint uns Enzensberger als Marxist, zum anderen als Romantiker. Beide damit verbundenen Gedankenströmungen (genauer gesagt: der historische Materialismus sowie die romantische Ironie) brachten eigene Wirklichkeits-konstruktionen hervor, die wiederum jeweils eine eigene Einstellung zur Position eines historischen Subjekts mitlieferten und sich als sehr produktiv für die vorgenommene Enträtselung Enzensbergers erweisen.

4. These

Ziel meiner Untersuchung ist es, Klarheit über Enzensbergers Denkkonstellation zu verschaffen, indem die zwei oben genannten kulturellen und geschichtlichen Richtungen grob skizziert und auf seine literarische Karriere kritisch angewendet werden. Dies geschieht anhand von ausgewählten Texten. Es soll diesbezüglich gezeigt werden, dass der frühe marxistische Einfluss auf sein Leben und Schaffen eine mögliche Antwort auf die „Chamäleon-Problematik“ Enzensbergers anbietet, und dass dieser darüber hinaus einen nützlichen theoretischen Ansatz bildet, mit dem die ideologische Dualität von Zeit und Ort, die sich letztlich bei Enzensberger als einheitliche Denkweise erweist, aufschlussreich erörtert werden kann. Des weiteren wäre dieser analytische Rahmen als

Teil eines beständigen Identitätskonstrukts Enzensbergers anzusehen, das einen unerschütterlichen Hintergrund formt, vor dem Bildfläche und Basis neue Gestalten und Motive darbieten. So gesehen trifft Fritsches Fazit hier zu: „Das Chamäleon wechselt zwar die Farben, nicht aber seine Identität“ (235). Also soll im Folgenden gezeigt werden, dass das Chamäleon unter seinen oft wechselnden Schuppenfarben womöglich eine marxistisch geprägte Identität verbirgt.

Zu berücksichtigen sind auch romantische Ansätze unter dem Gesichtspunkt der romantischen Ironie, besonders in der Schlegelschen Auffassung. Sie sollen in die systematische Analyse mit aufgenommen werden und deren Schlussfolgerungen bekräftigen, nicht zuletzt im Hinblick auf die Rolle von Enzensbergers eigener Person und der Identität in seinem Schaffensprozess. Zu den marxistischen und romantischen theoretischen Ansätzen bei Enzensberger stellen sich auch analytische Konzepte aus dem Bereich des Postkolonialismus sowie jüngere kommunikationstheoretische Aspekte.

In meiner Untersuchung wird so die schrittweise Entfaltung von Enzensbergers künstlerischem Schaffen auszugsweise verfolgt, um den Bogen zwischen seinen Ursprüngen und dem gegenwärtigen Stadium zu spannen. Da der Niedergang und letztendlich der Zerfall der UdSSR und damit auch des „Real Existierenden Sozialismus“ sowohl Enzensbergers Dualität als auch die bis dahin allgemeingültige binäre Weltanschauung vor die Aufgabe stellte, sich neu zu orientieren, kann nicht glaubwürdig mit einem marxistischen Ansatz im Rahmen des Kalten Krieges durchgehend argumentiert werden (*Das höchste Stadium der Unterentwicklung* 172). Die aus diesem

langjährigen Prozess hervorgegangene Sprengung des Lager- und Kastendenkens auf weltpolitischer Ebene begleitete bei Enzensberger eine Erneuerung auf theoretischer und produktionsorientierter Ebene. Daher müssen seine späteren Themengebiete entsprechend in der Analyse behandelt werden. Ähnlich wie Enzensbergers politische Horizonterweiterung, in der er einengende Grenzen zu überschreiten suchte, muss dieser theoretische Ansatz flexibel und ausdehnbar sein.

Die Untersuchung soll verdeutlichen, dass der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger meiner Ansicht nach im Wesentlichen als romantischer Marxist aufzufassen sei. Damit bahnt sich zwar keine vollends neue Lesart bzw. Deutung des Schriftstellers an, vielmehr werden bereits ausgesprochene Urteile über seine Positionalität teilweise dekonstruiert und neu angeordnet, so dass daraus ein klares Bild von seinen Beweggründen und politisch-ästhetischen Haltungen entsteht und ein etwas verständlicheres Konzept von einer möglichen Konstante in seiner Schreibbiographie zutage treten kann: Enzensberger als „orthodoxer“ Marxist, dessen literarische Ausdrücke „aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Natur und vollendeter Kunstphilosophie“ entspringen und im Einklang mit den von Georg Lukács aufgestellten Postulaten der marxistischen Orthodoxie stehen (Beutin 204)².

² Das Wort „orthodox“ steht hier in Anführungsstrichen, da – nach einer These von der Gruppe um Lukács im Streit des Bunds der proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS) in der Weimarer Republik – die literarische Richtung von marxistischer Orthodoxie nicht mit den Wissenschaften vermengt werden und somit ihren eigenen Handlungsraum erhalten sollte. Dies wird sich im Laufe der Enzensbergerschen Schreibbiographie als sehr problematisch erweisen, weil hiermit die Grenzen zwischen Kunst, Wissenschaft, und dem Normativen im Zusammenhang mit marxistischen Grundgedanken verwischt werden (Buthge 26).

5. Fokus und Auswahl der zu untersuchenden Werke

In seinen Werken bleibt nichts und niemandem Enzensbergers Kritik erspart: zu den häufigsten Gegenständen seiner skeptischen Äußerungen gehören der Kommunismus, Kapitalismus, Sozialismus, Globalisierung, Terror, die Technik und – nicht zu übersehen – seine Kritiker und Rezensenten selbst. Angesichts der sehr breiten Auswahl an Themen, Schaffensphasen und politischen Standpunkten, kann in dieser Arbeit keine komplette Auseinandersetzung mit Enzensbergers Werken erfolgen. Jedoch soll die im folgenden genannte Textauswahl die oben erwähnte Art von dialektischem roten Faden verdeutlichen, der Enzensberger (mitsamt seinen scheinbaren Widersprüchen) als romantisch-ironischen Marxisten festlegen lässt und sowohl sein eigenes Leben als auch seine literarische Produktion durchzieht.

Als Gegenstand der Analyse erscheinen im folgenden sechs Gedichte aus der ersten Lyrikerphase, die von seiner Promotion im Jahre 1955 bis in die 70er Jahre reicht und vorwiegend aus den Gedichtbänden *verteidigung der Wölfe*, *landessprache* und *blindenschrift* stammen, sowie knapp zehn Aufsätze, die Enzensberger über den Zeitraum von den frühen 60er Jahren bis in die heutige Zeit schrieb.

Diese Stücke gehören alle zu einem literarischen Werk, das bis in die 50er Jahre zurückreicht, in denen dieser „Starautor“ – so Linder – sich anfangs intensiv mit Lyrik und eigener poetologischer Arbeit beschäftigte. 1957 gab er mit der Veröffentlichung des Gedichtbandes *verteidigung der wölfe* seinen Auftakt, in dem er verschiedene Sprachformen einschließlich der Medien- und Alltagssprache in seine Gedichte einbezog.

Anhand dieser neuartigen Lyrik wurde Enzensberger zunächst nicht völlig ernst genommen: Kritiker und Publikum zugleich warteten seine weiteren Bände ab, da sie in Enzensberger einen polemischen Dichter erkannt zu haben meinten. Doch als die Kritiker sich etwas zaghaft an seine Arbeit herantrauten, hatte sich Enzensberger schon weiter bewegt: er fing in der Zeit an, sich zunehmend der Essayistik zu widmen, und langsam verwandelt er sich vom politischen Lyriker zum lyrischen Aktivisten.

Für diese erste Enzensbergersche Schaffensstufe wird in meiner Analyse der Begriff der romantischen Ironie stark ins Gewicht fallen, weil Gedanken über künstlerische Freiheit, Bewusstsein, Selbstkritik und Selbstinszenierung eine Rolle spielen und eben diese Konzepte häufig in der Sekundärliteratur über den Dichter anzutreffen sind. Es gilt, Klarheit sowohl über sie als auch ihren Gebrauch in diesem Zusammenhang zu verschaffen und uns ein wenig Begriffsklärung zu gestatten, wodurch dann sinngemäß die Einstufung Enzensbergers als romantischer Marxist theoretisch abgeleitet werden kann.

Angesichts seiner großen ästhetischen Verschiebung in dem Übergang vom Lyriker zum Essayisten (obwohl diese seiner lyrischen Produktion zugegebenermaßen keinen endgültigen Abbruch tun konnte) möchte ich jedoch den Schwerpunkt dieser Analyse auf Enzensbergers Essays, u.a. *Bewusstseinsindustrie*, *Baukasten zu einer Theorie der Medien*, *Europäische Peripherie*, *Eurozentrismus wider Willen*, *Die große Wanderung* und *Der radikale Verlierer*, legen, denn sie zeigen am effektivsten seine marxistischen Tendenzen, die auf seinen früheren romantisch-ironischen Darstellungsweisen fußen.

Diese ästhetische Grundlage stellte die notwendigen Weichen für eine weitere politische Entfaltung in seinen Aufsätzen, und somit trägt sie grundsätzlich zu seiner Öffnung zur Welt bei. Zusammen mit seiner romantisch-ironischen Schreibweise legen die politischen marxistischen Tendenzen Enzensbergers den hohen Grad an Subjektivität offen, die seinen Essays innewohnt und ihm nicht selten zum Vorwurf gemacht wird. Begonnen wird mit seinen grundlegenden Veröffentlichungen der 60er und 70er Jahre – etwa *Bewusstseinsindustrie*, *Baukasten zu einer Theorie der Medien*, *Europäische Peripherie*, *Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums* und *Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang* – in denen der Schriftsteller sich intensiv mit kulturkritischen Aspekten der Massenmedien und systematischer Kontrolle auseinandersetzte. Schließlich wird näher auf seine bisher seltener behandelten essayistischen Darstellungen der 80er und 90er Jahre eingegangen – z.B. *Eurozentrismus wider Willen*, *Die große Wanderung*, *Die Leere im Zentrum des Terrors*, *Vermutungen über die Turbulenz*, und *Über die Gutmütigkeit* – sowie ergänzend auf einige kürzere Stücke aus dem neuen Jahrtausend (*Das digitale Evangelium*, *Der radikale Verlierer*) – um einen kritischen Blick auf den aktuellen Stand seines ideologisch-literarischen Konzeptes zu werfen und Schlüsse zu ziehen.

6. Streifzug: Überlegungen zu Enzensbergers Schreibweise und Karriere

Dass Enzensberger seine eigene Existenz in seinem Schaffen inszeniert, so wie es u.a. Linder behauptet, ist kaum zu leugnen (117). Er stellt fest:

Der Grundgedanke der Sartreschen Philosophie, dass der Mensch jemand ist, der sich andauernd selbst erfindet, steckt im Schreiben und Leben Enzensbergers. Und der Occasionalismus, die Lehre, dass die Menschen von den Gelegenheiten her ihr Leben aufziehen und dass sie es – das wäre jetzt die Position des Dezionismus, die hinzukäme – machen durch Akte, Bestimmungen, Entscheidungen, ist an seinem Beispiel auch genau zu studieren. Die anderen sind für ihn ein Spiegel, und um seine Identität zu spüren, muss er andauernd agieren und starke Reize auswerfen, um Reaktionen hervorzurufen und sich dann in den Reaktionen der andern spiegeln zu können. (116)

Aufgrund der Bemerkungen über Occasionalismus und Dezionismus (zum einen eine Konstatierung, dass das Mentale und Physische keinen Einfluss aufeinander haben, zum anderen, dass die Menschen ihren Weltlauf durch gewisse Entscheidungsmomente bestimmen) geht Linder zu einer romantischen Einstellung Enzensbergers über, die der von Grimm aufgestellten These eines dualistischen Monismus bei Enzensberger ähnelt. Diese Idee wendet Linder in Anlehnung an Carl Schmitt auf die schriftstellerische Produktion von Enzensbergers eigenem Ich an: „Die Romantiker [sind] in allem, in ihrer Beschäftigung mit Geschichte, in ihrer Geselligkeit, in ihren Gesprächen immer mit sich selbst beschäftigt; im Romantischen diene eben alles, Gesellschaft und Geschichte und Menschheit, nur der Produktivität des romantischen Ich“ (127).

Diese beinahe obsessive Selbstgestaltung hat zur Folge, dass der Romantiker wissentlich eine gewisse Distanz zwischen sich selbst und dem von ihm behandelten Sachverhalt schafft und dadurch weniger bzw. überhaupt keine Verantwortung mehr dafür zu übernehmen braucht: der Romantiker produziert eine Kunst, die als „Spiel im Spiel“ erscheint (Strohschneider-Kohrs, 427) Linder erläutert Schmitts Meinung weiter:

[Er meint,] dass die Entschlossenheit [des Occasionalisten und Dezionisten] keine inhaltsbezogene Entschlossenheit ist, sondern dass er jeder verantwortungsvollen Entscheidung ausweichen möchte, indem er mit einer übersteigerten Entschiedenheit auftritt. So überzieht Enzensberger manches dogmatisch, tritt so entschlossen wie möglich auf, indem er eben ganz besonders strenge Thesen sagt, aber gleichzeitig tut er es auch ironisch und löst so die Entschlossenheit wieder auf, er lässt sich immer ein Hintertürchen offen, durch das er dann bald wieder verschwindet, und dann ist er verschwunden. [...] Es muss der Eindruck einer totalen Umwälzung hervorgerufen werden, in der zugleich doch nichts bzw. nur ‚Nichts‘ geschehen darf. (128)

Diese Aussagen mögen die sich ständig wechselnden polemischen Standpunkte des Autors betonen – ja dass er sich die Freiheit nimmt, gleichzeitig in einer Sache völlig drin und es doch nicht zu sein – um ihn als dilettantischen Romantiker abzustempeln und seine Widersprüchlichkeit unübersehbar zu machen. Aber das schlüssigste Fazit, was Linder letztlich über Enzensberger anbieten kann, ist lediglich das Fazit, dass er, obwohl er sich wiederholt und widerspricht, vor allem auf Originalität bedacht sei, und „das ist einer der Punkte, in denen seine Widersprüche zusammentreffen. Man nehme sie ernst“ (145).

Die Widersprüche, von denen hier die Rede ist, stammen jedoch nicht einzig aus dem politischen Positionswechsel, der sich aus der intensiven Beschäftigung mit sich selbst ergibt. Vielmehr sind sie in der bürgerlichen Positionalität, deren Enzensberger sich sicherlich bewusst ist, tief verwurzelt. Bereits oben wurde Enzensbergers Abhängigkeit von seiner Gesellschaft angedeutet, einer deutschen Nachkriegsgesellschaft, die sich mit der schwierigen Aufgabe der eigenen Geschichtsaufarbeitung konfrontiert sah. Er war selber gegen die Einflüsse dieser Nachwirkungen keineswegs immun.

6.1 Die erste Schaffensphase

1964 veröffentlichte Enzensberger in dem Band *blindenschrift* das Gedicht *der andere*. Die Zeilen in dem Poem sind aufschlussreich für die romantisch-ironischen Überlegungen zu Enzensbergers ästhetischer Einstellung und sollen als Ausgangspunkt für die Analyse dienen. Er spricht in dem Gedicht mit sich selbst, mit seinem eigenen Ich, und er macht es auch in einem öffentlichen Forum, d.h. er stellt sich zur Schau. Man

erkennt schon daran, dass er sich als den Anderen positioniert und somit sich für einen „dritten Weg“ in seiner Dichotomie entschieden hat, denn hieraus wird ersichtlich, dass er sich auf keine Seite schlagen möchte. Dies gibt er deutlich zu erkennen: während der eine lacht und noch einer sich kümmert, ist Enzensberger der Andere, der nicht lacht.

nicht ich: der Andere: immer der Andere
 der nicht siegt noch besiegt wird
 der sich nicht kümmert
 der sich nicht rührt

der Andere
 der sich gleichgültig ist
 von dem ich nicht weiß
 von dem niemand weiß wer er ist
 der mich nicht rührt
 das bin ich (*Gedichte* 72)³

Die Strophen bilden keineswegs ein Beispiel für verantwortungslose romantische Selbstinszenierung, aber sie sind tatsächlich doch noch als Selbstinszenierung anzusehen. Und es mag sich angesichts der Worte der letzten Strophe so anhören, als würde der Dichter in anarchistischer Weise alles negieren, nur um sich selbst zu bestätigen, um sich selbst sozusagen umso mehr in den Mittelpunkt seiner Kunst zu rücken.⁴ Aber das Gedicht kann auf zwei Ebenen gedeutet werden: erstens stellt es ein offenkundiges Bekenntnis der Selbstnegation dar, und zweitens eines der Selbstentfremdung. Das erstere hat mit Enzensbergers ästhetisch-poetischem Schaffensvorgang zu tun, während letzteres im Zusammenhang mit einem dialektischen Geschichtsprozess steht. Dies bedarf einer näheren Erläuterung.

³ Ein vollständiger Abdruck des Gedichtes befindet sich im Anhang 1.

⁴ Es ließe sich an dieser Stelle auf Berthold Brechts Gedichtsammlung *Aus dem Lesbuch für Städtebewohner* (1930) verweisen. Diese kann als Beispieltext für die lyrische Methode der Verstellung bzw. Selbstverleugnung dienen, weil es am Beispiel des Kapitalismus in den Goldenen Zwanzigern zeigt, dass es für den Dichter keine Möglichkeit gebe, sein wahres Ich zu zeigen oder sich dazu zu bekennen.

Bereits oben habe ich angedeutet, dass sich eine Zurschaustellung des eigenen Ich (hier in Form des lyrischen Ich) in den Zeilen vollzieht. Ästhetisch wendet sich Enzensberger seinen Lesern zu und – fast rituell – negiert er sich selbst zauberhaft vor ihren Augen. Linder erwägt in seinem Aufsatz, ob etwa ein solcher Zaubergriff seine Gründe nicht in der Ironie hätte, die er in dem Widerspruch zu erkennen meint, in dem Enzensberger bewusst seine provokante und (selbst)kritische dichterische Haltung der von ihm verhassten bürgerlichen Literatur entgegenhält:

Denn alles, was Enzensberger gegen die herrschende Literatur vorbrachte, dass sie harmlos sei, dass ihre Autoren bisher an den traditionellen Mitteln festgehalten hätten: am Buch, an der individuellen Urheberschaft, an den Distributionsgesetzen des Marktes, an der Scheidung von theoretischer und praktischer Arbeit, das alles richtete sich natürlich auch und vor allem gegen seine eigene Arbeit. Und weil er das wusste, brauchte und durfte er nicht verbissen und verkrampft werden, sondern konnte und musste sich Ironie leisten, sozusagen als Selbstschutz. (124)

Das mag gut sein, aber Linder verwendet den Begriff der Ironie hier im umgangssprachlichen Sinn, und gemäß der Definition im Wörterbuch bedeutete sie „ein Sprachmittel, bei dem man bewusst das Gegenteil von dem sagt, was man meint (*besonders* um zu kritisieren oder um witzig zu sein)“ („Ironie“ *Langenscheidt*). Mit der Verwendung von dem gebräuchlichen Ironie-Begriff wird man allerdings dieser Enzensbergerschen Taktik doch nicht gerecht. Es liefere, wenn man konsequent den Gedanken zu Ende führte, auf einen unterschweligen Vorwurf der Heuchelei hinaus, dass Enzensberger seine Tätigkeit nicht ernst nehme, weil er sich literarisch ein Rüstzeug oder sogar einen Puffer aneignet, um die lästige Aufgabe einer strengen Selbstreflexion zu umgehen.

Da wir uns noch auf der ersten Deutungsebene befinden, ist es aber wichtig im Auge zu behalten, dass das Gedicht vor allem als Kunststück betrachtet werden sollte. Als

solches, und mit Linders Charakterisierung von Enzensberger als politischem Romantiker, könnte man hier auch den Begriff der romantischen Ironie ins Auge fassen.

Ingrid Strohschneider-Kohrs bietet dazu eine Begriffserklärung an:

[Die Ironie] ist ein Mittel, das in der Kunst die Relation zum Unendlichen herstellt, ein Mittel, das der Kunst auch ermöglicht, als Teil und in der Beschränkung in ihrem rein ästhetischen Sinn als ein „Selbstständiges“ zu erscheinen. Durch das Wissen um das Unbedingte, - hier heißt es: das Ganze – verdeutlicht die Ironie die Kunst als „nur Zeichen“; sie übernimmt die Funktion der Verweisung, ermöglicht aber damit gleichzeitig, dass die Kunst Zeichen *ist*, sich in der Beschränkung erfüllt. (70)

Laut der Autorin gibt Friedrich Schlegel in seinen *Fragmenten* den Hinweis auf „einen willkürlich verfahrenen Künstler, der subjektivistisch sich selbst in seinem Werk zur Geltung bringen wolle und es mit seinem direkten Eingreifen zerstöre“ (18). Dieser Vorgang der bewussten Selbstschöpfung und -verneinung am Ort des Kunstwerks, der sich in zyklischer Weise wiederholen soll, ist „die innere Dialektik, in der die Bestimmungen ‚frei‘ und ‚notwendig‘ gleichermaßen als gültig erscheinen können, in der ein Handelndes zugleich als das Behandelte bestimmt werden kann“ (23). Insofern unterscheidet sich die romantische Ironie von der des alltäglichen Sprachgebrauchs dadurch, dass der ironisch geprägten Kunst eine beschränkende Dialektik inhärent ist, ja dass nicht das Gegenteil gesagt wird „zum Selbstschutz“, oder gar um lediglich eine lustige Reaktion zu erzeugen, sondern dass der Künstler sich den Weitblick über seine Materie und seine Verhältnisse zu seiner Umwelt vorbehält und sich trotzdem dieser Intuition nicht völlig hingibt: er erkennt seine Grenzen. Diese erlangte Erkenntnis, gleichsam ein geschärftes Bewusstsein, wird auch im Kunstwerk selbst mit dargestellt.

Zuvor hatte Enzensberger das Gedicht mit den folgenden Zeilen eingeleitet:

Einer lacht
 kümmert sich
 hält mein Gesicht mit Haut und Haar unter den Himmel
 lässt Wörter rollen aus meinem Mund
 einer der Geld und Angst und einen Pass hat
 einer der streitet und liebt
 einer rührt sich
 einer zappelt (*der andere* 72)

Somit schafft er sich als alltäglichen Bürger mit den dazugehörigen Eigenschaften und Gewohnheiten. Er stellt sich hin als einen, der sich nicht außerordentlich ausnimmt, der dann aber kontrastiert wird mit dem, der in den nächsten Zeilen zum Vorschein kommt (siehe Zitat oben) und „kein Gesicht unter dem Himmel hat / und keine Wörter in seinem Mund“ (72). Durch direktes Eingreifen des Künstlers ist er nun negiert bzw. zerstört. Und das Resultat – die Synthesis, auf die es Schlegel in seiner Konzeption der romantischen Ironie im Kunstwerk ankam – ist derjenige, der in der dritten Strophe erscheint und seine sonderbare Stellung einnimmt: „der sich gleichgültig ist [...] das bin ich“ (*der andere* 72). Auffällig in diesem Vergleich ist, dass Syntax sowie die Verwendung von der Figur der Anapher unverändert bleiben: in beinahe allen Versen steht ein Artikel an erster Stelle, und innerhalb der jeweiligen Strophe folgt auf den ersten Hauptsatz eine Reihe von Relativsätzen. Mit diesen syntaktischen Konstanten – lediglich durch Artikelverschiebung („einer“ wird zu „der“) sowie ein direkt konstatiertes Ich („aber nicht ich“, „das bin ich“) unterbrochen – werden wesentliche Bestandteile des dialektischen Schaffensprozesses auf künstlerische Weise dargeboten.

Das Gedicht dient, wie bereits erwähnt, als Ausgangspunkt, weil es mit seiner präzisen Gliederung in drei Strophen einen dreistufigen Vorgang der Selbstergreifung darstellt,

der den dynamischen Prozess des Lebens repräsentieren soll. So Strohschneider-Kohrs: „Es geht Schlegel um die Bestimmung eines dynamischen Prinzips: einer über Gegensätze und Synthesis sich vollziehenden Lebensbewegung“ (40). In der Gewissheit, sich selbst am Schluss immer noch nicht zu wissen, erscheint das lyrische Ich im Gedicht als Metapher oder Zeichen der Demonstration dieser Lebensbewegung. Denn klar ist, dass Enzensberger doch etwas von sich weiß, dass er aber auch, indem er subjektivistisch und künstlerisch mit dieser Dialektik vor dem Publikum spielt, nur auf einen Prozess verweist und keine Feststellung macht. Seine Beschränkung und das Bewusstsein davon stehen hier im Vordergrund und lassen das Wissen um einen Zustand sichtbar werden, in dem sich der Künstler und die Kunst zwischen Bedingtem und Unbedingtem, zwischen Dargestelltem und Darstellendem vollziehen.

Auf der zweiten Deutungsebene, also im Rahmen eines dialektischen Geschichtsprozesses, interpretiere ich diese Zeilen als ein Bekenntnis der Selbstentfremdung im marxistischen Sinne. In den Jahren zuvor war Enzensberger „im Exil“ in Norwegen gewesen und hatte von dort aus Gelegenheit, über seine Positionalität als deutscher Schriftsteller zu reflektieren. Abweichend von dem vorangegangenen Ansatz der romantischen Ironie, ist das was hier absichtlich thematisiert wird lediglich der fehlende Anschluss an die Gesellschaft, der er sich noch verhaftet fühlte. Denn in der Dichotomie zwischen „den Unsrigen“ und „den Anderen“ (ein weiteres Beispiel für die Grimmsche Konstante der „Konterpaarungen“ – siehe oben, S. 11) spiegelt sich der Dualismus der Selbstwahrnehmung im dialektischen Geschichtsprozess wider: wenn die anderen nicht wissen können, wer er ist, dann kann er es selbst unmöglich wissen. So

stilisiert er sich als Nichtmenschen, um dem Leser zu zeigen, dass er als solcher wahrgenommen werden müsste in einer Gesellschaft, in der zwischenmenschliche Beziehungen einem um sich greifenden Prozess der Verdinglichung fatal unterliegen.

Zur Veranschaulichung des oben gemeinten dialektischen Geschichtsprozesses können wir uns auf den ungarischen Philosophen und Literaturwissenschaftler Georg Lukács beziehen. 1923 brachte er seine Arbeit *Geschichte und Klassenbewusstsein: Studien über marxistische Dialektik* heraus, die später Adorno und die Theorien der Frankfurter Schule (infolgedessen auch Enzensberger, der früher bei Adorno studiert hatte) beeinflussen sollte. Darin widerspricht Lukács dem von ihm beschriebenen „bornierten Empirismus“ mit einem dialektischen Verständnis der Geschichte, da er in den empirischen Methoden („Aneinanderreihung von ‚Tatsachen‘“) bereits eine Interpretation entdeckt, in der Theorien und Methoden jene Tatsachen erfassen und aus dem Lebenszusammenhang herausreißen, in dem sie sich ursprünglich befanden (64). Die Abstraktion des Lebensprozesses im Hinblick auf die Entfremdung der Arbeiter beschrieb Marx sehr ausführlich, und Lukács erinnert daran, dass Marx eine Anwendung dieser Ansicht auf die historische Eigentümlichkeit der kapitalistischen Gesellschaft mitsamt ihren materiellen und kulturellen Erscheinungsformen nicht beiseite ließ (65). Marx selbst fasste den historischen Prozess in seiner *Kritik der politischen Ökonomie* als etwas Naturwüchsiges auf: „Es findet Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Momenten statt. Dies ist der Fall bei jedem organischen Ganzen“ (630).

Wenn man aber unter Wechselwirkung bloß die Interaktion zweier unveränderlicher Gegebenheiten, also Objekte oder Erscheinungen versteht, lässt er keine Möglichkeit einer wechselseitigen Beeinflussbarkeit zu und verhüllt dadurch den wesenhaften natürlichen Charakter des Gegenstandes. Die daraus resultierenden Gegebenheiten erscheinen folglich

„als Dinge und Beziehungen zwischen Dingen. Darum muss die dialektische Methode mit dem Zerreißen der Ewigkeitshülle der Kategorien zugleich ihre Dinghaftigkeitshülle zerreißen, um den Weg zur Erkenntnis der Wirklichkeit freizulegen“ (Lukács 79). Um Entfremdung zu beseitigen, müsse jeder Einzelne sowohl zur Selbsterkenntnis als auch zur Erkenntnis der organischen Totalität gelangen (87). Dies setzt ein Bewusstsein über die eigene Lage sowie die Erkenntnis des Geschichtsprozesses voraus (90). Daher ist eine orthodoxe marxistische Theorie „keine Hüterin von Traditionen, sondern die immer wache Verkünderin der Beziehung des gegenwärtigen Augenblicks und seiner Aufgaben zur Totalität des Geschichtsprozesses (93).

Diese ständige Wachsamkeit ist schließlich um die Gewährung der Einsicht bemüht, dass man im historischen Prozess unter den momentanen Bedingungen *gleichzeitig Subjekt und Objekt* ist.

Natürlich ist diese Ansicht, wenn sie bloß auf dieses Gedicht Enzensbergers angewandt wird, etwas überzogen, aber man muss mit in Betracht ziehen, dass sie auch eine literarische Manifestation seines Engagements ist. Das Gedicht ist also in meiner Lesart keine narzisstische Selbstdarstellung, die verhältnismäßig negativ konnotiert und deshalb weniger glaubwürdig wirken müsste, wie z.B. bei Rudolf Krämer-Badoni: „Was also ist

diesem Mann vorzuhalten? Dass er kein anderer ist? Nein, dass er so oft weniger ist, als er ist.“ (71f.) Vielmehr lese ich es als eine kritische Selbstanalyse im Rahmen einer konsumorientierten Gesellschaftsordnung, die dem lyrischen Ich, wahrscheinlich Enzensberger selbst, keine Möglichkeiten mehr gibt, sich als gesellschaftliches Subjekt zu definieren. Er kann nicht mehr lachen und kümmert sich auch nicht, weil solche teilnahmsvollen Reaktionen einer *emotionalen* Bindung gleichen, die eine vertrauensvolle oder resignative Haltung gegenüber seiner Umgebung bedeutet. Er lässt sich aber von keiner Seite vereinnahmen und muss laut eigenen Angaben deshalb in seiner Zwangslage unbedeutend bleiben: „der Andere / der sich gleichgültig ist“ (*Gedichte* 72). Seine ausbleibende Teilnahme legt eine Systemkritik nahe, da bei ihm die sonst zu erwartenden Meinungen nicht vorhanden sind, die durch affektive Wahrnehmung der bestehenden Erscheinungsformen gebildet werden. Enzensberger weigert sich, diese Formen a priori anzuerkennen und hat zu seiner Verteidigung „nichts zu sagen“ (*Rädelsführer* 73). Also bedient sich Enzensberger der Geschichte und Gesellschaft und ist dabei offenbar mit sich selbst zwar beschäftigt, aber dies dient nicht nur der *Produktion* seines eigenen Ich, sondern auch der freiwilligen *Negation*. Auf dieser Kontaktfläche gibt es einen Kurzschluss, als das Ich sich aus dem vorgefundenen Koordinatennetz herausreißt und sich plötzlich ohne gesellschaftliches Geleit in einem zeit- und ortlosen Gewebe befindet.

Bereits bei seinem schriftstellerischen Auftakt mit dem Gedichtband *verteidigung der wölfe* hatte sich diese Dialektik erkennen lassen. In dem gleichnamigen Gedicht

*verteidigung der wölfe gegen die lämmer*⁵ dichtet er schlichtweg polemisch und aktivistisch. Aus einem ungewöhnlichen Standpunkt fordert er seine intendierten Leser, das in der Wohlstandsgesellschaft der Nachkriegs-Bundesrepublik befindliche Bürgertum, heraus, indem er das herkömmliche dualistische Paradigma des Opfer/Täter (oder Ausbeuter/Ausgebeutete) Verhältnisses auf den Kopf stellt. Nicht die Ausgebeuteten sollen verteidigt werden, sondern die Ausbeuter, solange sich die zufriedenen Bürger die Lage gefallen lassen. Er redet sie direkt mit gruseligen Naturbildern an: Soll der Geier Vergissmeinnicht fressen? / Was verlangt ihr vom Schakal, / dass er sich häute, vom Wolf? Soll / er sich selber ziehen die Zähne? (*verteidigung der wölfe*, 18). Er beklagt sich über die selbstverschuldete Dummheit und Trägheit der „Lämmer“ und impliziert, dass sie zum geringsten Preis zu haben seien: „Wer / nimmt das Trinkgeld, den Silberling, / den Schweigepfennig? Es gibt / viel Bestohlene, wenig Diebe; wer / applaudiert ihnen denn, wer /steckt die Abzeichen an, wer / lechzt nach der Lüge“ (18).

Nicht nur sind die Bürger käuflich, sondern sie stehen einer winzigen Anzahl aus der herrschenden Klasse gegenüber, die sie als solche nicht erkennen können bzw. wollen. Enzensberger findet diese Weigerung der Bewusstwerdung „feig“ und wirft ihnen vor, „die Mühsal der Wahrheit“ zu scheuen (18). Er vergleicht die Ausgebeuteten sogar mit selbstzerstörerischen Krähen „ihr blendet einer den andern“, während die Ausbeuter (Wölfe) sich solidarisiert haben und „in Rudeln“ gehen (19). Schließlich heißt es provokativ: „Zerrissen / wollt ihr werden. Ihr / ändert die Welt nicht“ (19).

⁵ Ein vollständiger Abdruck des Gedichtes befindet sich im Anhang 2.

Man sieht zunächst, dass Enzensberger damals schon der Vorstellung des traditionellen Klassenkampfes nicht mehr verbunden war. Vielmehr überträgt er das Marxsche Diktum der Weltveränderung auf die Problematik des zu der Zeit heranwachsenden Kleinbürgertums. Zynisch verwendet er eine apokalyptische Prognose, um diesem vor Augen zu führen, dass die Erlangung des Bewusstseins über ihre eigene gesellschaftliche Lage bloß eine Frage der Gewohnheit sei, da diese arbeitsam-konforme Gesellschaftsschicht zwar gut ausgerüstet und gebildet ist, dass sie jedoch „dem Lernen abgeneigt ist“ (18). Aufgrund ihres materiellen Zustandes wäre sie zur Erkenntnis fähig, anhand ihres Konform- und Konkurrenzdenkens aber geblendet und erschöpft. Enzensberger greift diese Thematik in einem 1970 erschienenen Gedicht *die macht der gewohnheit* auf, und er führt sogar ein Zitat von Gellert an: „Gewohnheit macht den Fehler schön“ (164). Abgesehen davon, dass dieses Konsumritual zur Konzentration auf die materielle Wahrheit der ökonomischen Transaktionen führt, kennt es auch die Begleiterscheinung, dass dieses Verfahren sich durch seine rituelle Wiederholung legitimiert und dem Bürgertum wie eine ewig bestehende – und daher unveränderliche – Erscheinungsform erscheint. Hierin stimmt Enzensberger mit der Lukácsschen These überein. Im problematischen Kleinbürgertum, eingezwängt zwischen dem Bürgertum und der Arbeiterklasse, erkennt der Autor eine Gelegenheit bzw. einen Bedarf, die Problematik des Klassenkampfes, eines geschichtlich-dialektischen Prozesses, neu anzugehen. Denn die Kleinbürger befanden sich in einer merkwürdigen Lage: einerseits bemittelt, andererseits entmündigt durch die eigene Ergebung. Enzensberger bleibt jedoch marxistisch in seiner Herangehensweise, und obwohl die gesellschaftlichen Umstände nicht mehr so sehr den althergebrachten Gruppierungen entsprachen, kann er

es nicht unterlassen, selbst diese neue Nachkriegsklasse einer dialektischen Analyse zu unterziehen. Sonst hätte er vor der unerschütterlichen Denkform des traditionellen Marxismus kapitulieren müssen, und seine Mühe würde in dem Fall zu einer „terrible simplification“ führen.

In seinem Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag im Jahre 1968 warnt Theodor Adorno vor der Übereinfachung des dialektischen Prozesses:

Vor Simplifizierung muss [der Dialektiker] sich [...] erst recht hüten, weil die eingeschliffene Denkgewohnheit ihm die eingeschliffene Antwort ebenso suggeriert, wie seinen Opponenten die entgegengesetzte Antwort leichtfällt. Wer die Erfahrung des Vorrangs der Struktur über die Sachverhalte sich nicht verbauen lässt, wird nicht, wie meist seine Kontrahenten, Widersprüche vorweg als solche der Methode, als Denkfehler abwerten und sie durch die Einstimmigkeit der wissenschaftlichen Systematik zu beseitigen trachten (*Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft*, 318)

Wolfgang Fritz Haug bemerkt gut sechzig Jahre später, dass die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Marxismus latent geblieben sind. Er ruft seine marxistischen Genossen dazu auf:

zu lernen, in Bewegung zu bleiben, wahrzunehmen die Gefahren und die eigenen Schwächen. Mit dem scheppernden Diskurs von der Dialektik kann man auf Dauer nicht übertönen, dass die Dialektik vor sich selbst nicht Halt macht. Das positive Verständnis des Bestehenden und zugleich das Verständnis seiner Negation. (*Krise oder Dialektik des Marxismus*, 22)

Obwohl sich Enzensberger bekanntlich gegen den berühmten Satz Adornos zur Problematik der deutschen Nachkriegsliteratur („nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben“) gewandt hatte – „Wenn wir weiterleben wollen, muss dieser Satz widerlegt werden“ (zitiert nach Fritsche, 243) – scheint er hier im Einklang mit ihm und mit dem oben hergeleiteten Verständnis des Marxismus zu stehen. Und um wieder mit Lukács zu sprechen, verkörpert der Autor die Einheit der

Theorie und Praxis, indem er sich der von Linder angeprangerten „Erfindung“ bedient, damit das Subjekt sich im Verhältnis zu seiner Umgebung erkennt. Laut Linder kann er so gesehen nicht als Marxist eingestuft werden:

während [Schmitt] die Beliebigkeit der Entscheidung [bei den politischen Romantikern] hervorhebt, sagt Enzensberger, Geschichte sei keine beliebige Erfindung, die Geschichte gehöre vielmehr denen, die sie erleiden, erzählen – das ist, könnte man sagen, eine marxistische Position. Aber die Grundposition, der Ausgangspunkt, ist eben nicht marxistisch, denn während der Marxismus sich auf historische Gesetzmäßigkeiten beruft, beruft sich Enzensberger auf die Erfindung, erst danach kommen die Interessen. Erkennbar, meint Enzensberger, sind die Interessen nun aber nicht so sehr in einer abstrakten wissenschaftlichen Analyse, sondern eher an Beispielen, in Erzählungen, in denen auch das Subjekt – „das wahre Subjekt der Geschichte“ – sein Recht bekommt. (135)

Enzensberger benutzt diese dichterische Freiheit – einschließlich der Selbstdarstellung – zur Provokation seiner Leserschaft. Seine Archetypen und Anekdoten, die überwiegend in seinen Essays untergebracht sind, sind von ihm erfundene Bilder, die zur Auseinandersetzung mit dem Realitätsbewusstsein der Leser Anstoß geben sollen. Exemplarisch ist dafür eine bildliche Passage aus seinem 1988 erschienenen Essay *Mittelmaß und Wahn: Ein Vorschlag zur Güte*, in der er sich über die durchschnittliche Exotik des deutschen Alltags auslässt:

Sie äußert sich am deutlichsten in der Provinz. Niederbayerische Marktflecken, Dörfer in der Eifel, Kleinstädte in Holstein bevölkern sich mit Figuren, von denen noch vor dreißig Jahren niemand sich etwas träumen ließ. Also golfspielende Metzger, aus Thailand importierte Ehefrauen, V-Männer mit Schrebergärten, türkische Mullahs, Apothekerinnen in Nicaragua-Komitees, mercedesfahrende Landstreicher, Autonome mit Bio-Gärten, waffensammelnde Finanzbeamte, pfauenzüchtende Kleinbauern, militante Lesbierinnen, tamilische Eisverkäufer, Altphilologen im Warenermingeschäft, Söldner auf Heimaturlaub, extremistische Tierschützer, Kokaindealer mit Bräunungsstudios, Dominas mit Kunden aus dem höheren Management, Computer-Freaks, die zwischen kalifornischen Datenbanken und hessischen Naturschutzparks pendeln, Schreiner, die goldene Türen nach Saudi-Arabien liefern, Kunstfälscher, Karl-May-Forscher, Bodyguards, Jazz-Experten, Sterbehelfer und Porno-Produzenten. (264f.)

Dies ist keine Widerspiegelung einer vermeintlichen Wirklichkeit, auch keine „Wirklichkeitsfälschung“, sondern ein Aufruf zur Reflexion und Identifikation. Die besondere Art von politischem Engagement, das Enzensberger sich zunutze macht, ist in

seinen fiktiven Schriften für Kritiker nicht unproblematisch geblieben, gerade weil diese Bilder zu einem Sich-Hineinversetzen in die Rolle imaginärer Figuren einlädt, die vor einer auf wahren weltpolitischen Ereignissen basierenden Kulisse auftreten. Bezeichnend hierfür dürfte die berühmte Geheimfigur des Politikers X sein, die Enzensberger in seinem Essay *Europäische Peripherie* aus dem Jahre 1967 anführt. „X“ soll ein deutscher Sozialdemokrat sein, er „kann anonym bleiben“, hält die Unterdrückten „unter dem Daumen“ und „hat Angst“ (152). Ferner heißt es, die „Zukunft schlechthin fällt für ihn mit persönlicher Lebenserwartung zusammen“ (152). Zusammen mit anderen Machern weist er „eine Solidarität [auf], die nicht auf gemeinsamen Überzeugungen, sondern auf gemeinsamen Interessen ruht“ (154). Der korrumpierte Politiker „X.“ könnte jedermann und niemand zugleich sein, ein fiktives Geschöpf vor echter Kulisse, das die Leser herausfordert, sich ein eigenes Bild von der Realität zu machen oder sich sogar vorzustellen, ob sie nicht selber einen ins Amt gewählt hätten.

Daniele Dujmic befasst sich in ihrer Dissertation mit der Problematik des engagierten Schriftstellers, da dieser sich in einem Raum bewege, der zwischen zwei Extremen definiert wird: Autonomie (Handeln nach freiem Willen) und Heteronomie (Fremdbestimmtheit). Sie schreibt:

Da die literarische Fiktion durch Bilder, die zugleich Ab- als auch Gegenbilder der Realität darstellen können, die Realität des Lesers fragwürdig machen kann, die vor der Lektüre als gesichert galt, provoziert sie geradezu die intendierte Bewusstseinsänderung im Hinblick auf das Bild, das sich der Leser von der Realität macht. (69)

Solche Bilder müssen für den Leser assoziierbar sein mit dessen Umgebung, damit das jeweilige Bild überhaupt in Frage gestellt werden kann. Und Enzensbergers Intention ist, dass dieses Bild hinterfragt wird, weil er proaktiv das Subjekt-Objekt-Verständnis des

Lesenden innerhalb seiner eigenen Gesellschaft, seines Landes und der Welt angreift. Da er zur Teilnahme der Lesenden einlädt, zielen seine Werke weniger auf didaktische Wirkung ab als auf authentische Interaktion. Selbst Fritsche muss gestehen, dass Enzensbergers Schriften „prinzipiell dialogisch“ sind: „seine Rezeption wie auch seine Produktion beruht auf dem Austausch“ (235). So gesehen definiert Enzensberger das moderne Gedicht und zweifellos auch den Essay als „gelehrt, aufgeklärt und immer gewahr seiner eigenen Tradition und seiner historischen Bedingungen. Gleichzeitig aber ist es zukunftsgerichtet und visionär“ (zitiert nach Fritsche, ebd.).

Spuren dieses Austausches haben wir bereits in der schriftlichen Meinungsverschiedenheit zwischen Enzensberger und Peter Weiss aufgedeckt (siehe oben). Auch später – etwa zeitgleich mit dem Erscheinen seines Aufsatzes *Zur Kritik der politischen Ökologie* in dem von ihm herausgegebenen *Kursbuch 33* im Jahre 1973 (wohlgemerkt: der Titel spielt natürlich auf Marx' *Zur Kritik der politischen Ökonomie* an) – kommt es zu einem ähnlichen schriftlichen Austausch, als Knut Krusewitz und Gerhard Kade in ihrer öffentlichen Replik namens *Anti-Enzensberger: Von der Umweltkatastrophe und den Grenzen literarischer Krisenbewältigung* auf das Stück von Enzensberger reagieren. Enzensberger hatte sich zuvor in seinem Aufsatz hochtrabend zur Stellung der Naturwissenschaftler in der besagten Umweltkatastrophe geäußert u.a. mit folgenden Worten:

Solange die Ökologie sich noch als eine Teilwissenschaft der Biologie begriffen hat, blieb sie sich der dialektischen Beziehung zwischen dem Teil und dem Ganzen immer bewusst: weit entfernt davon, etwa das Leben auf der Erde „schlechthin“ untersuchen zu wollen, hat sie sich vor allem als eine Wissenschaft von den Interdependenzen verstanden und die Beziehungen zwischen einzelnen Arten, dem ökologischen Subsystem, in dem sie leben, und den größeren Systemen aufzuklären versucht, die jene Subsysteme umgaben und durchdrangen. (*Zur Kritik der politischen Ökonomie*, 199)

Er betreibt auch eine Kritik der Ideologiekritik in seinem Text, als er sich mit der Position der Linken befasst:

Der Versuch, die Argumentation der Linken zusammenfassend zu referieren, hat gezeigt, dass sie in die Auseinandersetzung um das Umweltproblem hauptsächlich mit den Mitteln der Ideologiekritik eingegriffen hat. Ein solches Vorgehen ist keineswegs überflüssig, und es gibt keine andere Position als die des Marxismus, von der aus eine derartige kritische Durchmusterung des Materials möglich wäre. Indessen ist die ideologiekritische Operation nur dann sinnvoll, wenn sie sich ihrer eigenen Begrenzungen bewusst bleibt. Sie ist, auf sich allein gestellt, keineswegs in der Lage, ihren Gegenstand zu erledigen; denn sie ist immer nur die Interpretation einer Interpretation realer Verhältnisse und kann deshalb diese nicht aus den Angeln heben. (202)

Dabei sahen die zwei Verfasser der Antwort rot und erwiderten:

Enzensbergers Argumentation ist so widersprüchlich wie die Realitätsaneignung durch die Ökologen. Selbst da, wo er uns vorwirft, wir leiteten die „katastrophale ökologische Situation“ so pauschal-dämlich aus der kapitalistischen Produktionsweise ab, dass nur die abstrakte, praxisferne Forderung übrigbliebe, derzufolge „Voraussetzung für jede Lösung der Umweltkrise die Einführung des Sozialismus sei“, gerät ihm seine Kritik unter der Hand zum Widerspruch. (*Anti-Enzensberger*, 5)

Daraufhin liefern die Wissenschaftler aber eine ausführliche marxistischen Untersuchung zur Flussverwertung in der Bundesrepublik Deutschland, die es nicht an Statistiken und Daten fehlen lässt und zahlreiche Druckseiten einnimmt. Und fast nebenbei bemerken sie auch:

Enzensbergers Kritik [...] an der marxistisch argumentierenden „westdeutschen Linken“ lassen es so ratsam erscheinen, wichtige umwelt-theoretische Zusammenhangs-Begriffe so zu rekonstruieren, dass auch der von Enzensberger repräsentierten politischen Richtung der Unterschied zwischen wissenschaftlichem und literarischem Marxismus einsichtig wird. (6f.)

Der von den zwei Ökologen beschriebene Unterschied ist hier von großer Bedeutung, nicht weil er Enzensberger als literarischen Marxisten abqualifiziert, sondern weil er im Prinzip auf Enzensbergers Standpunkt aufmerksam macht. Denn schließlich ist Enzensberger Literat, nie hat er sich annähernd als Wissenschaftler oder gar Marxisten ausgegeben, der hauptsächlich wissenschaftlich agiert. In dieser Hinsicht ist die Feststellung eines *literarischen* Marxisten bedeutsam, weil der Autor sich seines

Mediums bedient, um kritisch-nachdenkliche Reaktionen vonseiten seiner Leser zu erzeugen. Dujmic's These über das räumliche Schweben des engagierten Schriftstellers zwischen Auto- und Heteronomie könnte hier anders aufgefasst und in Übereinstimmung gebracht werden mit den Prinzipien der romantischen Ironie: dieser besondere künstlerische Typus erkennt seine Grenzen (was gleichsam als eine Form der Fremdbestimmtheit angesehen werden kann), und innerhalb jener Grenzen vollzieht sich ein dialektischer Schaffensprozess aus freiem Willen. Die Schlegelschen Begriffe von der gleichzeitig geltenden „Freiheit“ und „Notwendigkeit“, die von Strohschneider-Kohrs beschreiben wurden, überschneiden sich in dieser Hinsicht sinngemäß mit denen der Autonomie und Heteronomie eines engagierten Schriftstellers. Das heißt, Enzensberger ist und bleibt in erster Linie literarischer Marxist, dessen Produktion als engagiert bezeichnet werden könnte, weil sie die Funktion des Verweisens auf einen kontinuierlichen Vorgang erfüllt. Krusewitz und Kade fühlten sich offensichtlich auf eine eigene Stellungnahme *verwiesen* – ja auf Teilnahme an diesem Prozess hingewiesen – , weil sie sich zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Enzensberger, seinem Text, dem Marxismus und – zu guter Letzt – auch mit der Umweltkrise genötigt sahen.

Zwei weitere Gedichte aus dieser ersten lyrischen Schaffensphase Enzensbergers veranschaulichen seinen Hang zur provokativen Gesellschaftskritik. Das erste, *blindlings* stammt aus seinem zweiten Gedichtband *landessprache* (1960), in dem ein etwas abgemildeterer Ton im Vergleich zum ersten Band zu vernehmen ist⁶. Dennoch bleibt der Gegenstand seiner Kritik in diesem Gedicht der gleiche: der unmündige Philister des

⁶ Ein vollständiger Abdruck des Gedichtes befindet sich im Anhang 3.

Bürgertums. Die Attacke sieht hier anders aus, ein etwas schärferer Blick ist auf die „Wölfe“ gerichtet, die nun mit der Vermittlung des Bewusstseins über die Sehkraft beschäftigt sind: „Siegreich sein / wird die Sache der Sehenden / Die Einäugigen / haben sie in die Hand genommen / die Macht ergriffen / und den Blinden zum König gemacht“ (*blindlings*, 36). Die Metaphorik ist unmissverständlich im Hinblick auf die Machtinhaber, denn sie erfüllen nicht mehr die Rolle der blutdürstigen Wölfe, sondern die der bewussten und berechnenden Drahtzieher. Sie sind in ihrem Rudel nicht mehr offensichtlich an der Macht und haben dafür Repräsentanten des Bürgertums in dieser Demokratie an die Spitze berufen. Es sind hier drei Gruppierungen auszumachen: die Sehenden, die Einäugigen und die Blinden. Im Kontrast zur Annahme, das Proletariat und Arbeiterklasse sei bis zur Bewusstseins-erlangung „blind“, eignet sich in diesem Gedicht der Blinde am besten als Regent, da er nicht einmal halbwegs die Sorgen der Massen teilen kann, die die Mittelschicht des Bürgertums bilden.

Leitende Herren „tragen / ein schwarzes Pflasterchen / über dem rechten Aug“, um vorzugeben, dass sie wahre Vertreter dieser Mittelschicht wären. „Blindekuhspielende Polizisten“ nehmen einen Augenarzt fest, der „staatsgefährdender Umtriebe“ verdächtigt wird (36). „Strebsame junge Astronomen / lassen sich Glasaugen einsetzen“, weil sie schon eine Vorahnung dessen haben, was ihr Bestreben nach der Wahrheit (hier in Verbindung mit natürlichen Himmelskörpern – meine An.) zukünftig für sie zu bedeuten hätte – ähnlich wie der Augenarzt. „Anständige Bürger aber trauen / mit Rücksicht auf die Verhältnisse / ihren Augen nicht / streuen sich Pfeffer und Salz ins Gesicht / betasten weinend die Sehenswürdigkeiten / und erlernen die Blindenschrift“ (36).

Die öffentliche Repräsentation der Macht, hier in Form der spielenden Exekutive auf der Straße, lässt sich nicht anmerken, dass sie an den Machenschaften beteiligt ist. Die „anständigen Bürger“ und jene, die einen Schimmer davon haben, was wirklich los sei, blenden sich freiwillig und überlassen sich den „Sehenswürdigkeiten“, oder besser gesagt, den Denkmälern der gesellschaftlichen Missstände. Die Metaphern der Sehkraft hängen eng mit der Lenkbarkeit des öffentlichen Bewusstseins zusammen, das Enzensberger in seinem zwei Jahre später veröffentlichten Essay *Bewusstseins-Industrie* problematisiert. Dort heißt es, dass „sichtbar nur das Undurchsichtige [ist]: erst wenn [die Bewusstseins-Industrie] industrielle Maße annimmt, wird die gesellschaftliche Induktion und Vermittlung von Bewusstsein zum Problem (8).

Aber wie verhält es sich dabei mit seinen romantisch-ironischen Tendenzen? Sicherlich fasst Enzensberger hier die oben erwähnten materiellen und kulturellen Erscheinungsformen ins Auge, die im marxistischen Sinne einer kapitalistischen Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt der Entfremdung eigentümlich seien. Diese alltägliche Materie, kann man getrost sagen, dient Enzensberger aber als Schreibstoff. In seinem Text *Politische Romantik* schreibt Carl Schmitt hierzu, „im Romantischen behandel[t] das romantische Subjekt die Welt als Anlass und Gelegenheit seiner romantischen Produktivität“ (zitiert nach Linder, 127). Und während im Gedicht das romantische Subjekt, das lyrische Ich – also Enzensberger selbst – diesmal wortwörtlich fehlt, darf man trotzdem nicht übersehen, dass sich der Dichter dabei doch noch mitten drin platziert: er kann sich gut mit der Rolle des Augenarztes oder des jungen

Astronomen selbst identifiziert haben. In beiden Positionen wäre er damit beauftragt gewesen, die anständigen Bürger über die wahren gesellschaftlichen Missstände und wichtige machtpolitische Momente aufzuklären, doch als Augenarzt agiert er gemeingefährlich und als Astronom ist er freiwillig auf dem einen Auge blind. Ja, da ist wieder derjenige Enzensberger, der sich selbst erschafft und wieder vernichtet, und zwar vor unseren Augen.

Wie bereits oben erwähnt, fällt dieses Gedicht im Gegensatz zu *verteidigung der Wölfe gegen die lämmer* etwas milder aus. Dennoch verkörpert es vielmehr die dynamische Darstellung eines dialektischen Prinzips als bloß eine romantische Schreibübung oder ein nüchternes marxistisches Traktat. Es vollzieht sich in den Zeilen sowohl eine Reflexion als auch eine Reflexion der Reflexion anhand des aktuellen gesellschaftlichen Systems, und somit verschmelzen die Dimensionen von Ort und Zeit miteinander. Es wird auf eine Zeit vor sowie nach der Machtergreifung verwiesen: die Sehenswürdigkeiten huldigen längst vergangenen Epochen, gleichzeitig gibt es Eltern mit Weitblick und die rosige Zukunftsperspektive des Königs. Das Gegenwärtige kommt ebenfalls auf seine Kosten, weil es nämlich die „Verhältnisse“ sind, auf die die Bürger vertrauen. Dieses ästhetische Gewebe, abgehoben von den greifbaren Gegenständen, die in ihm vorkommen, ist provokant in seiner zeichenhaften Reflexion, fast als würde die Gesellschaftskritik als Nebenerzeugnis des künstlerischen Schaffens erscheinen. Eben darin besteht die fantastische Anziehungskraft von Enzensbergers Worten: es ist ihm gelungen, beides miteinander zu verflechten. Diese Zeilen sind bezeichnend für eine Kunst, „deren Sinn die Frage an den Leser [ist];“ sie steht „im bildlosen Wagnis der

Existenz“, - einer ästhetischen Existenz, die in sich die Autonomie der Kunst als Sinn und Wirklichkeit vergegenwärtigt (Strohschneider-Kohrs 430).

In der Blütezeit des deutschen Wirtschaftswunders hatte die Re-Industrialisierung schon jene erforderlichen Maße angenommen, die ich im Zusammenhang mit dem Gedicht *blindlings* aus Enzensbergers Essay *Bewusstseins-Industrie* zitierte. Dies betrifft aus der Sicht des Dichters allerdings nicht nur die heranreifende Wirtschaftsmacht Deutschland:

Die Bewusstseins-Industrie ist die Schlüsselindustrie des 20. Jahrhunderts. Wo immer heute ein hochentwickeltes Land okkupiert [z.B. Deutschland] oder befreit wird, wo immer es zu einem Staatsstreich, einer Revolution, einem Umsturz kommt, bemächtigt sich das neue Regime nicht mehr zuallererst der Straße und der schwerindustriellen Zentren, sondern der Sender, der Druckereien und der Fernmeldeämter. (9)

Unter Verwendung des Begriffs „hochentwickelt“ wird hier eine bürgerliche Mittelschicht vorausgesetzt, der zwar Kaufkraft und berufliche Tätigkeit in funktionswichtigen gesellschaftlichen Positionen zugesagt wird, der aber die Erfassung des wahren Verhältnisses zur übrigen Gesellschaft erheblich erschwert ist.

Das zweite Gedicht *middle class blues* entstammt Enzensbergers drittem Gedichtband *blindenschrift*, das 1964 erschien und eindeutig an das Motiv des vorangegangenen Gedichtes *blindlings* anknüpft⁷. Das vermittelte Bewusstsein, die Blindenschrift selbst, wird nun thematisiert, an dieser Stelle aber nicht mehr mittels frontaler Angriffe oder auffällig zorniger Beschreibungen. Enzensberger geht sparsam mit Details um und stellt ein nüchternes Bild der aktuellen Gesellschaftszustände dar, das in seinem Lakonismus

⁷ Ein vollständiger Abdruck des Gedichtes befindet sich im Anhang 4.

umso treffender und zugleich trauriger ist. Auf das fast tragische Ausmaß des propagierten Bewusstseins hatte er schon in *blindlings* hingewiesen, als er dort die Menschen die Sehenswürdigkeiten „weinend“ befühlend ließ. Aber an die Stelle einer affektiven Darstellung tritt nun bewusste melancholische Zufriedenheit, das folgerichtige Ergebnis, wenn das Bürgertum sich willig einer „undurchsichtigen“ Gesellschaftsordnung unterwirft.

In diesem Gedicht geht es den Menschen materiell gut, aber sie empfinden seelisch, dass etwas nicht stimmt – ja sogar, dass etwas fehlt. Das lyrische Ich nimmt die Stimme eines Kleinbürgers an und leitet damit die erste Strophe ein: „Wir können nicht klagen / Wir haben zu tun. / Wir sind satt. / Wir essen.“ (*middle class blues* 78). Und ab der zweiten Strophe kommt der Gegensatz zwischen Fülle und Leere ans Tageslicht: „Das Gras wächst / das Sozialprodukt, / der Fingernagel, / die Vergangenheit. / Die Straßen sind leer. / Die Abschlüsse sind perfekt. / Die Sirenen schweigen.“ (78). Alles ist bestens eingerichtet.

Die formalen und stilistischen Aspekte dieses Gedichtes sind zunächst von großer Bedeutung und unterstreichen beträchtlich Enzensbergers Aussage. In den Strophen wechselt sich das Subjekt ab: in der ersten sowie der fünften und sechsten Strophe (und auch in den Schlusszeilen) begegnet man dem Pronomen „wir“ in der ersten Person Plural als Anapher, während in den übrigen Strophen meist ein unpersönliches Hauptwort gewählt ist. Jedoch bleibt der schlichte Satzbau gleich, und die syntaktische Reihenfolge Subjekt-Prädikat-Objekt wird weitgehend eingehalten. Dies verleiht dem Gedicht ein

monotones Gefühl, als suchte der Chor der kleinbürgerlichen Stimmen ihre eigene Realität dadurch zu legitimieren, dass er vorgefertigte Sätze aus einem Protokoll der gegenwärtigen Errungenschaften bzw. abgeschlossenen Handlungen in absurder Weise vorliest. Die Versprachlichung der geordneten Verhältnissen durch den konstanten einfältigen Satzbau und die Darstellung einer impliziert vorübergehenden Vollkommenheit lassen den Unterschied zwischen den wechselnden Subjekten in den Strophen in den Hintergrund treten, weil sich jeder und alles nach den Vorschriften einer konsumorientierten Gesellschaft benimmt. Wachstum, Satttheit, Perfektion, Vorsorge, Ordnung und Effizienz sind hier die Hauptthemen, die sich in der syntaktischen Simplität widerspiegeln. So geordnet sind „die Verhältnisse“ ja, dass der Dichter zum Schluss nur noch drei einzelne Zeilen aufbieten kann, unter ihnen namentlich die Frage nach Instruktion: „Worauf warten wir noch?“ (*Gedichte* 79).

Auf den Konsumismus wird wiederum in der fünften Strophe aufmerksam gemacht: nun essen die Menschen das, was von ihnen produziert wird. Es ist dabei nicht zu übersehen, dass die Vergangenheit mit dazugehört: „Wir essen das Gras. / Wir essen das Sozialprodukt. / Wir essen die Fingernägel. / Wir essen die Vergangenheit.“ (78). Die Geschichte wird nicht mehr tradiert, sie wird produziert, konsumiert und verschluckt. Sie ist in ihrer eigentümlich zusammengestellten Form eine verdinglichte Ware, zu der man eine seltsame Beziehung hat: sie erscheint als separate Form und wird von ihren Betrachtern jedoch verinnerlicht. Ihre Existenz ist eine wirtschaftlich zweckmäßige und augenblickliche, im Grunde nicht sehr verschieden von den handelsüblichen Konsumgütern, mit denen der Markt überflutet wird. Dieses unhinterfragte Hinnehmen

eines fabrizierten geschichtlichen Bewusstseins ist sowohl bürgerliche Pflicht als auch Katharsis, ein Teil des deutschen Konsumrituals, über das die Bürger mit sich ins Reine kommen können. Denn darauf folgt: „Wir haben nichts zu verheimlichen. / Wir haben nichts zu versäumen. / Wir haben nichts zu sagen. / Wir haben.“ (78). Das Besitztumsdenken hinterlässt aber eine Lücke, da außer den Straßen auch der letzte Autobus leer ist. „Die Verständnisse sind geordnet“ und „Die Uhr ist aufgezogen“, also steht die myopische Fixierung auf das unmittelbar Gegenwärtige im Mittelpunkt und verstellt so den klaren Blick auf die Zukunft ebenso wie auf die Vergangenheit. Man sei hier an das Koordinatennetz von Grimm erinnert, an den Spielraum des engagierten Schriftstellers. Denn obwohl seine Figuren sich verfangen haben in ihrer Umwelt, vertritt der Dichter Enzensberger den Fernblick. Wenn die Stimme im Gedicht am Schluss fragt „Worauf warten wir noch?“, ist in dieser scheinbar harmlosen Frage eine Einladung zum dialektischen Weitblick enthalten. Eine Antwort auf die rhetorische Frage hieße: Auf die nächste Erscheinung, die uns verabreicht wird, was eine zusätzliche Frage ergeben soll: Warum warten wir?

Enzensberger gehört einer Generation an, die in den Endphasen eines brutalen und verheerenden Krieges am Schauplatz und Ursprung der Zerstörung aufwuchs. Er kommentierte dies 1979 in einem Interview: „Wenn einem der historische Prozess einmal unter die Haut gegangen ist, dann traut man dem ordentlichen Alltag mit den blankgeputzten Fassaden nie mehr ganz über den Weg“ (Eisenbichler). In einer Beilage zum Feuilleton, die anlässlich des 80. Geburtstages dieser Generation in der Wochenzeitung *Die Zeit* erschien, schreibt Florian Illies:

Der Jahrgang 1929 wurde in die Weltwirtschaftskrise, die *great depression* hineingeboren, und diese Erfahrung hat die *depression babies*, wie sie in Amerika heißen, auf eine wundersame Weise imprägniert gegen jede Unbill der Wirklichkeit [...] [Dieser Jahrgang hatte] deshalb die innere Stabilität und Kraft, immer aufs Neue die ungenutzten Möglichkeiten, die unerforschten Wege, die großen Herausforderungen zu sehen [...] („Jahrgang 29“ 45)

Dieser Generation wird eine Unermüdlichkeit zugeschrieben, die darin auch kulturell besteht, die Trümmer wegzuräumen, unter denen die aufklärerische Tradition des deutschen Gedankengutes begraben lag. Daher kämpften sie um das Anknüpfen an ein Ideenkontinuum.

In der Philosophie und in der Soziologie, in der bildenden Kunst wie in der Lyrik geht es den Neunundzwanzigern immer um die Argumentation aus der Tiefe des Raumes, um eigenwillige Synthesen aus Vergewisserung und Erneuerung. Wenn man die Geschichte der Moderne als eine die Menschen überfordernde Beschleunigungsgeschichte erzählt, die ihn nur noch zum Reagieren zwingt [...] dann bewundern wir den Jahrgang 1929 für die letzte Verkörperung dieser besonnen proaktiven Lebensführung. (Illies 45)

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund muten die Widersprüche Enzensbergers weniger eskapistisch an. Sie nehmen stattdessen eine, so Illies, „proaktive“ Dimension an, die eher auf einer aggressiven Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte basiert als auf einer leichtsinnigen romantischen Schreibübung der Selbstinszenierung. Denn aus dieser Sicht erscheint es für einen Künstler wie Enzensberger beinahe unerlässlich, dass er sich in seine Texte und Gedichte hineinschreibt und dass er sich mit müßiger Unentschlossenheit nicht einfach abgibt, sondern eingreift, mitmischt und sich der Sache persönlich annimmt. Kurzum: er sucht stets nach einem anderen Weg, einer neuen Synthese.

6.2 Hinwendung zur politischen Essayistik

Enzensberger wendete sich in den 60er Jahren zusehends von einer Beschäftigung mit Deutschland und dem Schicksal der deutschen Gesellschaft ab, um seinen Blick über die (west)deutschen Grenzen hinaus auf die globale Welt zu richten, was sich an einer kurzen

Auflistung seiner Auslandsaufenthalte ablesen lässt: Rom, Tjøme in Norwegen und die Wesleyan Universität in den USA. Im Jahre 1968 erhielt er ein Fellowship von jener Universität, das er drei Monate später aus moralischen Gründen an die Universität zurückzahlte. Im selben Jahr legte er die Gründe für den Abbruch seines Besuches in einem *Offenen Brief* an den Präsidenten der Wesleyan University dar und schlug dabei einen sozialistischen Ton an. Bereits am Anfang wird mit den Termini des Klassenkampfes argumentiert:

Ich halte die Klasse, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika an der Herrschaft ist, und die Regierung, welche die Geschäfte der Klasse führt, für gemeingefährlich. Es bedroht jene Klasse, auf verschiedene Weise und in verschiedenem Grad, jeden einzelnen von uns. Sie liegt mit über einer Milliarde von Menschen in einem unerklärten Krieg; sie führt diesen Krieg mit allen Mitteln, vom Ausrottungs-Bombardement bis zu den ausgefeiltesten Techniken der Bewusstseinsmanipulation. Ihr Ziel ist die politische, ökonomische und militärische Weltherrschaft. Ihr Todfeind ist die Revolution. (233)

Wiederum knüpft er an die beißende Herrschaftskritik seiner *Bewusstseins-Industrie* an, und diesmal meint er es ernst: er bietet einer der führenden Bildungsinstanzen der amerikanischen Supermacht die Stirn. Zwei Punkte sind dabei bemerkenswert. Erstens feuert er diese Breitseite auf die intellektuellen Wortführer Amerikas von *ihrem Lager aus* ab, und zweitens inszeniert er das Spektakel in der Öffentlichkeit. Er hat den Spieß umgedreht und stilisiert sich zum waghalsigen sozialistischen Aktivisten hoch.

Er macht vor der Universität aber nicht Halt. Vielmehr nimmt er die Problematik der vielfältigen amerikanischen Gesellschaft hinsichtlich ihrer Stellung zum Krieg als

Anomalie ins Visier:

Doch halten [die Amerikaner] an der Vorstellung fest, als wären diese Krisen bloße Unglücksfälle, die sich auf eine falsche Einschätzung der Lage oder auf ein momentanes Versagen im politischen Management zurückzuführen ließen – mit einem Wort: als handelte es sich um tragische Irrtümer, die einer ansonsten friedliebenden, vernünftigen und gutwilligen Nation unterlaufen wären. (*Offener Brief* 233)

Diese Sätze erinnern stark an folgende Zeilen aus *middle class blues*: „Der Krieg ist noch nicht erklärt. / Das hat kein Ende.“ Diese hatte er nämlich vier Jahre zuvor verfasst, damit und mit dem obigen Zitat gelang es Enzensberger, den transatlantischen Bogen zwischen Deutschland und Amerika zu spannen – ohnehin ein zwiespältiges Verhältnis. Der gleiche Hintergedanke verbindet hier beide Länder: die Menschen begnügen sich mit ihrem Wohlstand und einer abgesicherten Einrichtung als Verantwortungslose. Da diese unerklärten Kriege, die von den USA geführt werden, für die amerikanischen Staatsbürger eine Anomalie des Mismanagements darstellen, in der Realität jedoch keine Ausnahmen bildeten, trifft das Zitat von Gellert ebenfalls hier zu: *Gewohnheit macht den Fehler schön (die macht der gewohnheit, 164)*.

Die Gewohnheit macht auch paranoid gegen das Fremde oder, logischerweise, das Ungewohnte. Enzensberger hatte sich auch mit „abtrünnigen“ amerikanischen Intellektuellen während seines Aufenthaltes vertraut gemacht: „vielen gilt ihr Werk als langweilig, altmodisch und tiradenhaft, als Ausgeburt einer paranoiden Vorstellungskraft oder, noch schlichter, als bloße kommunistische Propaganda“ (*Offener Brief* 234). Man könnte fast einen Teil von Enzensbergers Selbst in diesem Kommentar wiedererkennen, wenn man sich kurz auf die spielerisch-ernsten Zeilen der Selbstentfremdung in *der andere* besinnt. In den USA gelten solche Akademiker aus Enzensbergerscher Sicht als „die Anderen unter den Andern“. Schließlich gehörten diese Abwehrmechanismen zum intellektuellen Hausrat der westlichen Welt (234).

Wie immer kommt es ihm auch sehr auf den Sprachgebrauch an, wenn er diese Mechanismen auf eine semantische Reflex-Bewegung zurückzuführen sucht:

Die [amerikanische] Gesellschaft hat die alten Tabu-Vokabeln, die berühmten four-letter-words, zum allgemeinen und öffentlichen Gebrauch freigegeben. Sie hat dafür andere Wörter, wie *Imperialismus* oder *Ausbeutung*, mit einem Bann belegt, der ihren Gebrauch als obszön erscheinen lässt. Die politischen Wissenschaften operieren deshalb mit Umschreibungen, die an die neurotischen Euphemismen der viktorianischen Epoche gemahnen. (*Offener Brief* 234)

Diese Erscheinung der Bewusstseins-Industrie hat nach Enzensberger in den USA ihren Schauplatz an den Universitäten: statt mit offener Zensur und unverhüllter Repression haben wir es mit einer prekären und trügerischen Freiheit zu tun: und nur ein Dogmatiker von der abscheulichsten Sorte könnte das beklagen (237). Amerika habe die Verdinglichung bis zum Äußersten getrieben, da die sogenannte politische Opposition dort zu so etwas wie einem „Zuschauersport“ geworden und von den herrschenden Mächten sogar gefördert worden sei (237).

Aber woher nimmt Enzensberger sich diese Freiheit? Warum muss er die Angelegenheit so spektakulär hervortreten lassen? Oben habe ich schon erwähnt, dass er eine negative kulturelle Gemeinsamkeit zwischen Amerika und Deutschland andeutete. Nun legt er fest:

[Die Amerikaner] wissen nicht, wie ihr Land sich ausnimmt aus einer Perspektive, die nicht amerikanisch ist. Sie wissen nicht, was das für ein Blick ist, der auf ihnen ruht [...] Ich werde Ihnen sagen, woher ich diesen Blick kenne. Ich kenne ihn, weil ich ein Deutscher bin: weil er sich, Ende der Vierziger Jahre, auch auf mich gerichtet hat. (*Offener Brief* 236)

Die Selbstdarstellung hört an diesem Punkt auf, Selbstinszenierung zu sein.

Enzensberger sieht sich im wahrsten Sinne des Worts als Subjekt und Objekt: ersteres agiert autonom und autark in einem fremden Land („Um Ihnen zu zeigen, dass ich meine, was ich sage, gibt es nur einen einzigen Weg: den der Abreise“ (238)), während das

Objekt Enzensberger aus eigener Erfahrung als Hassobjekt und Sündenbock spricht. Was er wohl dabei im Sinne hatte, ist weniger selbstgerechte Wichtigtuerei als *engagiertes*

Weltbürgertum:

Andererseits gibt es so etwas wie eine persönliche Haftung, die jeder einzelne für das, was sein Land in der Welt anrichtet, zu tragen hat. Die Deutschen haben sich an diesen Gedanken nach zwei verlorenen Kriegen gewöhnen müssen. Der Zustand der Vereinigten Staaten erinnert mich heute, in mehr als einer Hinsicht, an die deutsche Situation in den Dreißiger Jahren. (236-237)

Dies ist wichtig für die dialektische Analyse historischer Ereignisse, denn sie will einzelne Momente nicht isoliert und für sich verstanden wissen, sondern im wechselseitigen Verhältnis zum organischen Ganzen stehend. Enzensberger tritt hier als Verkörperung der Interaktion auf und betont die Relevanz für ein breiteres Publikum, das sich nicht allein auf ihn einschränke: „Es ist selbstverständlich, dass mein Fall [...] für die Allgemeinheit ohne Bedeutung und ohne Interesse ist [...] Erlauben Sie mir daher, [Fragen], so gut ich kann, in aller Öffentlichkeit zu beantworten“ (*Offener Brief* 238). Sicherlich inszeniert und provoziert er, aber er geht selber den dritten Weg in der Hauptrolle und ruft anhand persönlicher Erfahrung zur öffentlichen Auseinandersetzung mit der Problematik auf. Im romantisch-ironischen Sinne kreierte er die Figur eines engagierten Widersachers, die sich dann negiert – indem er sich freiwillig mit dem schuldigen Deutschland assoziiert – und dann wieder neu synthetisiert, weil er mit der Bekanntmachung seiner realen Absichten offen zeigt, dass er und sein Schaffen sich an einen anderen Ort begeben werden und mit dem Prozess von vorne wieder anfangen wollen:

Ich möchte im Herbst dieses Jahres nach Cuba gehen, um dort für längere Zeit zu arbeiten. Dieser Entschluss ist kein Opfer; ich habe einfach den Eindruck, dass ich den Cubanern von größerem Nutzen sein kann als den Studenten der Wesleyan University sein kann, und dass ich mehr von ihnen zu lernen habe. (*Offener Brief* 238)

Wohl das Wichtigste an diesem Zitat ist der letzte Satz, denn er stellt den dialektisch-ironischen Vorgang der Wechselwirkungen in Verbindung mit wirklichen politischen Momenten dar. Und hierin mag auch die Übereinstimmung mit der romantischen Ironie liegen. Friedrich Schlegel hatte 1798 gefordert:

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen [...]. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. (Zitiert nach Beutin, 203)

Die Mischung und Verschmelzung dieser Gegensätze sowie das Enzensbergersche Verlangen nach Denk- und Schaffensfreiheit haben ihn veranlasst, die „Willkür“ des Dichters in die Praxis umzusetzen: er will kein Gesetz über sich selbst leiden. Ingrid Strohschneider-Kohrs bietet eine Erweiterung der These an:

Schlegel meint mit diesem Begriff [des freyen Aktus des Gemüths] eine bestimmte Möglichkeit und Methode künstlerischen Schaffens, in dem der Künstler durch freies Verhalten zu sich selbst sich zu Besonnenheit bestimmt und die künstlerische Erfindung und Begeisterung mit Bewusstsein modifiziert“ (38).

Enzensberger verweist in seinem *Offenen Brief* darauf, dass sein „freyer Aktus des Gemüths“ in jeglicher Hinsicht an der amerikanischen Universität erstickt worden sei, und dass er weiterfahren muss, um in dialektischer Bewegung bleiben zu können.

Erst zwei Jahre später und hauptsächlich auf die neuen Möglichkeiten der elektronischen Medien fokussierend produziert Enzensberger seinen *Baukasten zu einer Theorie der Medien*. Hier möchte ich nicht den ganzen Aufsatz ausführlich zerlegen, sondern auf eine Passage hinweisen, die im Rahmen der Analyse herausragt. Es geht um die Frage

der Manipulation der Medien, die er als bewusstes handwerkliches Eingreifen in ein bereits vorhandenes Material definiert, und daher:

[setzt] jeder Gebrauch der Medien also Manipulation voraus [...] Ein unmanipuliertes Schreiben, Filmen und Senden gibt es nicht. Die Frage ist daher nicht, ob die Medien manipuliert werden oder nicht, sondern wer sie manipuliert. Ein revolutionärer Entwurf muss nicht die Manipulation zum Verschwinden bringen; er hat im Gegenteil einen jeden zum Manipulateur zu machen. (101)

In Bezug auf seine Bitte um eine öffentliche Fragenrunde hinsichtlich der Rückgabe des Fellowships, wird an diesem Zitat klar, dass der Autor zur konstruktiven Teilnahme an der Diskussion einlädt, um ein erweitertes Bewusstsein im sozialen Rahmen zu ermöglichen. Es sollte eine radikale Demokratisierung der öffentlichen politischen Debatte um dringliche politische Themen stattfinden, in der Hoffnung, dass Begriffsmythologie und reflexartige theoretische Dogmatiken in der Praxis abgebaut werden.

Im Jahre 1967, also ein Jahr vor seinem *Offenen Brief*, hatte Enzensberger schon mit seinem bereits oben erwähnten Essay *Europäische Peripherie* weltpolitische Akzente gesetzt. Sein Interesse an dem Klassenkampf auf internationaler Ebene ist sinnfällig. Sein wichtigster Beitrag im Aufsatz hat aber weniger mit der ästhetischen Erscheinung des gesellschaftlichen Abbildes in Form von jenem deutschen Sozialdemokraten „X“ zu tun und vielmehr mit einer von ihm postulierten Verschiebung der Front im Klassenkampf. Es läge auf der Hand, dass man 1967 die Weltordnung als eine zweier Supermächte betrachtet, obwohl Enzensberger sich aber nicht damit zufrieden gibt, denn:

von der Eindeutigkeit des Eisernen Vorhangs ist die neue Scheidelinie der Weltpolitik weit entfernt. Keineswegs überall deckt sie sich mit den Staatsgrenzen: sie kann zwischen zwei Häuserblocks in Chicago ebenso weit verlaufen wie zwischen zwei Weltreichen (*Europäische Peripherie* 156)

Er meint den Grenzverlauf in dem Wohlstandsgefälle zu erkennen, das weder national noch blockweise verursacht worden ist. Dabei beruft er sich explizit auf die marxistische Lehre:

„Was aber zwischen „uns“ und „denen“ im Gange ist, dafür kann ich nur einen einzigen Namen finden. Er stammt aus der marxistischen Tradition. An die Stelle des Kalten Krieges, so heißt es, sei der „internationale Klassenkampf“ getreten“ (162). Da diese neue Trennungslinie auch nicht mehr aus der Plattform der nationalen Außenpolitik direkt resultiert, redet man neuerdings von einem „Neo-Kolonialismus“: „Die Vorsilbe Neo-, mit der sich heute der Kolonialismus schmückt, bezeichnet Veränderungen in der Methode, nicht in der Substanz“ (161). Der Kalte Krieg sei eine „sinnlose Verschwendung“ und die „Arme Welt“ (Enzensbergers Ersatzbegriff für die Dritte Welt) sei ein marginaler Spielraum am Rande des Geschehens, während „die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion und Europa untereinander zum Frieden verurteilt [sind]. Aber dieser Frieden ist mit dem Weltfrieden nicht identisch“ (*Europäische Peripherie* 167f.).

Die wohlhabenden Einwohner dieser hochindustrialisierten Supermächte befinden sich dementsprechend in einer merkwürdigen Position. An der Bestimmung über das eigene Land und die eigene Gesellschaft, also an den jeweiligen politischen Entscheidungsmomenten, ist die überwiegende Mehrheit der Bevölkerungen nicht unmittelbar beteiligt, denn zum Politiker „X“ und seinen Sonderinteressen haben sie keinen direkten Zugang. Und da das Wohlstandsgefälle und dessen Manifestationen durch Gewaltausbrüche primär in diesen marginalen Spielräumen eskalieren, stehen die Einwohner der Blockstaaten – jene ehemaligen Protagonisten und einst potenziellen

Revolutionsträger –nicht mehr allein (oder überhaupt nicht mehr) im weltpolitischen Brennpunkt.

Wir sind die Zuschauer: interessierte Zuschauer, keineswegs unbeteiligt – unsere Beteiligungen gehen in die Milliarden, unsere Zahlungsbilanz mit der Armen Welt weist Überschüsse aus, und die *terms of trade* spielen zu unseren Gunsten. Wir sitzen an der Peripherie. (*Europäische Peripherie* 174)

Die Ausrichtung dieser Kritik auf die Europäer stieß allerdings nicht auf einstimmige Gegenliebe, auch nicht zuletzt, weil Enzensberger ein Hindernis für die intellektuellen Wortführer in den ehemaligen Kolonialländern darin sah, dass sie ihre Aufsätze und Reden zum Teil in der Sprache der ehemaligen Kolonialherren verfassten (obwohl er auch zugesteht: „Was die Arme Welt selber sagt, wird dagegen kaum zur Notiz genommen. Ihre Wortführer und Theoretiker werden kaum übersetzt, noch weniger gelesen“ (164)). Amadou Sadjı, ein „selbstbekennender afrikanischer Germanist der Dritten Welt“, bemängelt an der Enzensbergerschen Auffassung der Neo-Kolonialismus-Problematik, dass Enzensberger zu weit in die Gegenrichtung schwingt und dabei wichtige Klassenunterschiede innerhalb der armen Welt übersieht:

man darf [...] nicht vergessen, dass in den „Dritte-Welt-Ländern“ die Vertreter der reichen Klassen sich im Notfall auch keinesfalls mit ihren armen Landsleuten solidarisieren würden, sondern viel eher ebenfalls mit ihren „Auftraggebern“ (266)

Allerdings hält Sadjı ihm zugute, dass er es in seinem Text *Europäische Peripherie* interessanterweise unternimmt, „die Kritik gegen den ‚eigenen Kulturraum‘, der nicht mehr als primär wichtig empfunden wird, von der an der ‚Dritten Welt‘ abhängig zu machen“ (259). Dieser Punkt weist tatsächlich auf die frühe Beschäftigung Enzensbergers mit dem Postkolonialismus, weil er relativ früh einsieht, dass:

„Grenzziehungen“ nicht „gottgegeben“ sind, sondern konstruiert; folglich sind politische Positionierungen weder endgültig, noch lassen sie sich wiederholt auf verschiedene historische Situationen und auf verschiedene antagonistische Konstellationen anwenden. (Hall 222)

Laut Stuart Hall liegt des Postkolonialismus „theoretischer Nutzen [...] demnach genau in seiner Ablehnung der Perspektive des ‚hier‘ und ‚dort‘, ‚damals‘ und ‚heute‘, ‚Inland‘ und ‚Ausland‘ “ (227), und weiter sei eine Begleiterscheinung der Aufweichung dieser Polaritäten der Spätkapitalismus, zu dessen Aspekten u.a. folgende gehören: die neue internationale Arbeitsteilung, die neuen globalen Informationstechnologien, die „Dezentrierung des Kapitalismus auf nationaler Ebene“, kulturelle Fragmentierung und Multikulturalismus, die Schwächung von Grenzen, die Reproduktion von Ungleichheiten, und die Wiederherstellung von Subjektivität über nationale Grenzlinien hinweg (Hall 243f.). Demgemäß hätte Enzensberger in seinem Aufsatz nämlich einen Fehltritt begangen, indem er die durch die internationale Ideologienpolitik des Kalten Krieges bedingte Trennlinie neu gezogen hat unter Hinweis auf internationale Wohlstandsverteilung. Bei seiner Neugruppierung der Länder wurde, um es einfacher auszudrücken, eine der Hallschen „antagonistischen Konstellationen“ von einer anderen abgelöst, also von einer anderen „gottgegebenen Grenzziehung“, die der spätkapitalistischen Wirtschaftsdynamik gehorcht.

Hat Enzensberger in seiner Kritik wirklich so weit vorgegriffen, oder hat er die Sache noch einmal nur „dogmatisch überzogen“ (vgl. oben, Linder)? Immerhin war er Hall weit voraus, denn Enzensbergers *Europäische Peripherie* (1967) erschien 30 Jahre vor Halls *Wann war „der Postkolonialismus“? Denken an der Grenze* (1997). Vielleicht hätte diese Ansicht damals nicht anders lauten können, besonders wenn man an die These Grimms denkt, derzufolge Enzensberger sich gerne in seinem Koordinatennetz selber fängt, um es später aus eigen Stücken wieder zu zerreißen. Vielleicht hätte der ihm

vorhandene ideologische Apparat des Staatsdenkens, den er exemplarisch in *Europäische Peripherie* vor den Augen der Leser abbaut, zu keinem anderen Ergebnis führen können als dem einer neuen Dichotomie? Was immer die Gründe dafür gewesen sein mögen, es ist eines festzuhalten: dieses Beispiel wirft ein Licht auf einen weiteren romantisch-ironischen Charakter seiner künstlerischen Produktion, nämlich dass es Enzensberger nicht mehr buchstäblich um eine Beschäftigung mit der eigenen Selbstschöpfung und – Negation in Form des lyrischen Ichs ging, sondern der Schriftsteller verbindet fortan diesen ästhetischen Prozess mit dem weltpolitischen Geschehen in seinen Essays. An die Stelle des frei erdichteten Subjekts, mit dem in den Gedichtszeilen umgegangen wird, tritt eine öffentliche Selbstdarstellung mittels essayistischer Stellungnahme, die, um wieder mit Fritsche zu sprechen, prinzipiell dialogisch ist. Er bezieht entschlossen kritische Positionen und setzt sich freiwillig dabei der Kritik anderer aus, was sowohl Sadjı als auch Krusewitz und Kade verdeutlicht haben – einerseits um eine mögliche Antwort auf die implizite Frage an den Leser hervorzulocken, und andererseits weil er die öffentliche Debatte um die marxistische Einheit von Theorie und Praxis schüren will und kann. Insofern wird Enzensberger den Aufruf von Wolfgang Fritz Haug in seinem Beitrag *Krise oder Dialektik des Marxismus* wohl vorweggenommen haben:

zu lernen, in Bewegung zu bleiben, wahrzunehmen die Gefahren und die eigenen Schwächen. Mit dem scheppernden Diskurs von der Dialektik kann man auf Dauer nicht übertönen, dass die Dialektik vor sich selbst nicht Halt macht. (22)

Dies entspricht dem positiven Verständnis des Bestehenden und zugleich dem Verständnis seiner Negation. Oder in Verbindung mit der romantischen Ironie ausgedrückt: die Einsicht der eigenen Limitierungen – die Erkenntnis der Bedingungen künstlerischen Schaffens, also der Freiheit und Notwendigkeit zugleich. Enzensberger

lässt zwar ein Hintertürchen offen (siehe oben, Linder), und ist freilich im nächsten Augenblick woanders, aber dieses Hintertürchen führt doch nicht zu einer Einbahnstraße als Fluchtweg, sondern es gleicht einem Sich-Anfällig-Machen für Gegenstimmen, ja einer Auslieferung an die öffentliche Meinung sowie das endgültige Urteil des realen Weltlaufs. Denn Enzensberger selbst hatte damals in seinem Wortwechsel mit Peter Weiss geschrieben, dass im Zweifelsfall die Wirklichkeit entscheidet (siehe oben, S. 10). Als weiteres Beispiel für diese Einstellung Enzensbergers könnte eine andere Textstelle aus seiner *Kritik der politischen Ökologie* angeführt werden:

Wesentlich besser gerüstet für ökologische Krisensituationen scheinen die „revisionistischen“ Länder, allen voran die Sowjetunion. Sie kann auf eine lange Periode administrativer Kontrolle und Verteilung des Mangels [die Enzensberger an vielen Stellen auch der spätkapitalistischen Wirtschaftsdynamik zugeschrieben hat – meine Am.] zurückblicken und verfügt nicht nur über einen Apparat, der diese Aufgabe sozusagen verinnerlicht hat; auch die sowjetische Bevölkerung ist an Situationen gesellschaftlicher Armut gewöhnt. [...] Die besten Chancen für das ökologische Überleben der Menschen bietet aber sicherlich die chinesische Gesellschaft. Der sparsame Umgang mit den Ressourcen der Natur ist ein wesentlicher Bestandteil der chinesischen Kultur. Diese jahrtausendalte Tradition ist nach dem Sieg der Revolution nicht unterbrochen, sondern auf den Begriff gebracht worden. (229)

Aus heutiger Sicht klingen haben diese Worte als zu optimistisch zu gelten, weil sie von der eigentlichen geschichtlichen Entwicklung längst überholt sind. Sie sind dennoch als Bestandsaufnahme zu betrachten, die sich aus einer Erwägung des Vergangenen, des Gegenwärtigen und des Zukünftigen zusammensetzt. Selbstverständlich hat er im Nachhinein Unrecht gehabt, aber da die Dialektik, so Haug, nicht vor sich selbst Halt macht, wird sich Enzensberger – die künstlerische Verkörperung dieses wechselseitigen Prinzips – nicht selten selber im Wege gestanden haben. Mit anderen Worten: diachronisch betrachtet *muss* sich Enzensberger widersprechen, da selbst eine triftige dialektische Erfassung der Verhältnisse einer Überarbeitung unterzogen werden muss, die womöglich zur Aufhebung bisheriger Feststellungen führt.

Das Schlüsselmoment seiner Öffnung zur globalen Welt hin bildet die öffentliche Abrechnung mit sich selbst und der eigenen Gesellschaft in seinem 1976 erschienen Essay *Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums*. Der Aufsatz ist eine schonungslose Selbstkritik, die sich mithilfe der Termini aus dem Bereich der marxistischen Lehre vollzieht. Bemerkenswert dabei ist das Wiederauftauchen der Person Enzensbergers in dem Schreiben, als er sich im Grunde genommen wohl oder übel mit den Bürgern aus seiner eigenen Gesellschaftsschicht solidarisiert:

Wir gehören also einer Klasse an, die das, worauf es ankommt, weder beherrscht noch besitzt: die berühmten Produktionsmittel, und die das, worauf es ebenfalls ankommt, den berühmten Mehrwert, nicht erzeugt [...] Zu den beiden Hauptkontrahenten des (berühmten) Hauptwiderspruchs gehört das Kleinbürgertum nicht, es ist weder die herrschende noch die ausgeblutete, sondern die Klasse dazwischen, die Klasse die übrig bleibt, der schwankende Rest. (*Unaufhaltsamkeit* 26f.)

Enzensberger schreibt weiter, dass die Existenz dieser Klasse bewundernswert sei, da nicht einmal die Einführung „einer Art von Sozialismus“ (des Staatssozialismus) in der Sowjetunion und der sogenannten Dritten Welt imstande gewesen sei, sie aus der Welt zu schaffen (29). Ganz im Gegenteil, auch auf dem Boden dieser politischen Staatsapparate seien neuartige Gewächse gesprossen: „Kleinbürger der siegreichen Revolution, Bonzen, Kader, Funktionäre“ (29).

Eine Begründung für die erstaunliche Überlebenskraft dieser Klasse in der Geschichte, so Enzensberger im Jahre 1976, sei bislang von keiner Theorie ausreichend erfasst worden. Da nimmt sich natürlich Enzensberger der Sache höchstpersönlich an. Was das Kleinbürgertum seiner Meinung nach auszeichnet, ist die Tatsache, dass sie sich nur über ihre Negation begreifen lässt:

Denn so wie die Klasse sich analytisch nur ex negativo bestimmen lässt, so versteht sie sich auch selber. Der Kleinbürger will alles, nur nicht Kleinbürger sein. Seine Identität versucht er nicht dadurch zu gewinnen, dass er sich zu seiner Klasse bekennt, sondern dadurch, dass er sich von ihr abgrenzt, dass er sie verleugnet. Was ihn mit seinesgleichen verbindet, gerade das streitet er ab. Gelten soll nur, was ihn unterscheidet: der Kleinbürger, das ist immer der andere. (*Unaufhaltsamkeit* 30)

Die kleinbürgerliche Lage ist nach seiner Auffassung eine Zwangslage, positioniert – wie bereits oben erwähnt – zwischen dem Großbürgertum und der Arbeiterklasse zugunsten der Elite. „Je kleiner aber die eigentlich herrschende Klasse wird, desto mehr braucht sie das Kleinbürgertum, um ihre Herrschaft zu verallgemeinern und zu vermitteln“, was wiederum auch das Fortbestehen der Klasse im Osten erklären könne, denn Funktionäre und Kader seien die Handlanger der Machthaber (*Unaufhaltsamkeit* 31).

Aus diesem Zustand ergeben sich Anpassungsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen der Kleinbürger, was „gerade von Kleinbürgern eifrig verschrien [wird] als Charakterlosigkeit und Opportunismus“ (31). Dies führt letztendlich dazu, dass das Kleinbürgertum in den hochindustrialisierten Gesellschaften über die kulturelle Hegemonie verfüge, dass sie die Innovation besorge und bestimme, was gedacht wird (32).

Triftig eingebettet in seine marxistische Analyse kommt er zu dem Schluss, dass:

die frenetische Produktivität der kleinen Bourgeoisie, ihre Fähigkeit zur Innovation aber sich einfach aus der Tatsache erklären [dürfte], dass ihr nichts anderes übrigbleibt. Sie ist „intelligent“, „begabt“, „erfinderisch“, weil ihr Überleben davon abhängt. Die Inhaber der Macht haben das nicht nötig, sie lassen erfinden, sie kaufen Intelligenz auf und „ziehen“ Begabungen „heran“. Dem Proletariat dagegen wird jede autonome Produktivität systematisch ausgetrieben. (35)

Das alles liest sich wie eine Selbstbeschreibung, denn obwohl Enzensbergers Gesellschaftskritik eindeutig unter Einsatz marxistischer Ansätze erfolgt, fällt es dem Leser schwer, den Autor selbst von diesem Bild zu trennen. Wenn er schreibt, dass der Kleinbürger „immer der andere“ ist und sein will, dann werden wir wieder auf sein Gedicht *der andere* verwiesen, in dem er bereits Jahre zuvor Zeugnis von seinem persönlichen Standpunkt abgegeben hatte, aus dem er deutlich zu erkennen gab, dass er „der Andere“ ist, von dem er „nicht weiß“ (siehe oben, *der andere*). In meiner Analyse des Gedichts hatte ich bereits angedeutet, dass Enzensberger sich weigerte, die verdinglichten Erscheinungsformen der Gesellschaft a priori anzuerkennen, was ihm folglich eine emotionale Bindung zu ihnen unmöglich machte und in einer eigenhändig herbeigeführten Absonderung von seinen Mitbürgern resultierte. Nun will er sich wieder auf das Spiel einlassen: er zählt sich zu den Rängen der Kleinbürger, möchte ihnen aber nicht „zu nahe treten“ (*Unaufhaltsamkeit* 27). In dieser Hinsicht bittet er sogar sarkastisch-höflich um das Mitspracherecht: „Sie sind [...] gebeten, mir der Einfachheit halber den inklusiven Gebrauch der 1. Person Plural zu gestatten. Vielen Dank.“ (*Unaufhaltsamkeit* 27).

Sein Kommentar zur Anpassungsfähigkeit, die von den Kleinbürgern selbst kritisiert wird, dürfte als Seitenhieb auf seine eigenen Kritiker verstanden werden (man sei hier an die Vorwürfe des Occasionalismus und Dezisionismus erinnert), denn laut Enzensberger hätten sie sich das Bewusstsein über die wahren Verhältnisse, oder die eigene Positionalität als Subjekt und Objekt des Geschichtsprozesses, nicht angeeignet. Sonst

hätten sie eingesehen, dass sie in ihrer Kritik nur das einzig Mögliche machen. Andersch bemerkte in seinem Text (*In Worten: ein zorniger junger Mann*:

Fast alle großen Begabungen entstehen aus kleinbourgeoisen Zusammenbrüchen, sie entstehen nicht aus einer hypothetisch fortschreitenden zweiten Generation von Metalldrehern und Lokomotivführern, nicht aus der finanziellen ambiance von Generalvertretern und Galariedirektoren, sondern aus der Trauer, aus der Langeweile, aus der Dekadenz, die in den Wohnungen fallierender Buchprüfer, resignierender Studienräte, erfolgloser Schauspieler herrscht. (9)

Das ist Enzensberger. Das ist die Problematisierung der eigenen Verhältnisse. Das ist, wie Linder oben angedeutet hat, die Triebkraft des Selbsthasses. Oder anders gesagt: die Angst, überholt und übertroffen zu werden. Das ist der Kleinbürger, „stets auf der Flucht vor dem Veralteten, hastet er hinter sich selbst her“ (*Unaufhaltsamkeit* 32). Ferner schreibt Andersch:

Mit 25 Jahren ist Enzensberger frei. Frei ist man jedoch immer nur für Augenblicke. [...] Der Augenblick geht vorüber. Eine Entscheidung ist immer eine Entscheidung gegen das Frei-Sein. Enzensberger wählt einen Beruf, denn ein Dichter muss einen Beruf haben, „um leben zu können“, - dies ist die von der Gesellschaft akzeptierte Bedingung. [...] Der Dichter kann sich verkaufen oder nicht verkaufen: in letzterem Falle wird er nicht produziert und infolgedessen nicht konsumiert, es gibt ihn praktisch nicht [...] die Lautlosigkeit [der „stillen im Lande“] erfüllt keine dialektische Funktion. Enzensberger ist zu klug, um die Lage nicht einzusehen, natürlich verkauft er sich, aber was ihn mit Entsetzen erfüllt, ist die Erkenntnis, dass er sich in der Welt wiederfindet, aus der er geflohen ist. (9f.)

Sowohl der Genuss der dichterischen Freiheit als auch der Ärger, den er auf seine Mitbürger niederprasseln lässt, stammen also unablässig von dieser dialektischen Erkenntnis, und dieser Aufsatz kommt einem möglichen Bekenntnis zum Bewusstsein über die eigene Lage am nächsten. Der Text ist wiederum ein Beispiel für eine romantisch-ironische Verfahrensweise, in der Enzensberger sich selbst erschafft (er lässt sich dem Lager der Kleinbürger zuordnen) und zerstört (seine Produktion ist nichts Außergewöhnliches, da auch andere Kleinbürger dazu gezwungen sind, Hochleistungen zu erbringen). Zugleich ist es aber auch ironische Selbstreferenz, da Enzensberger im selben Atemzug auf seine Vergangenheit verweist sowie eine Vorausdeutung auf seinen

Fortbestand als chamäleonartiger Künstler abgibt, gleichsam ein Selbstbekenntnis zu der poetischen und geschichtlichen Dialektik, die sein Leben und Schaffen stets bestimmt.

Nicht unwichtig bleibt der rhetorische Stil des Aufsatzes. Enzensberger unterbricht gleich am Anfang seinen Redefluss und wendet sich direkt an seine Leser. „Nicht aus Neugier, sondern bloß in der Hoffnung, mich Ihnen verständlich zu machen, erlaube ich mir einige Fragen“ (*Unaufhaltsamkeit* 26). Im Klartext steht das Ziel mit dem Verweis auf Reflexion, die er beabsichtigt: „Sie sind nur eingeladen, sich, wenn irgend möglich, betroffen zu fühlen“ (27). Wovon die Leser sich betroffen fühlen mögen, ist in einem kurzen Fragebogen zu entdecken:

-Leben Sie, oder könnten Sie von der Rendite des Kapitals leben, das Sie in Produktionsmittel angelegt haben?

-Nein? Sehen Sie, das habe ich vermutet.

-Soll das aber heißen, Sie leben ausschließlich davon, dass Sie Ihre Arbeitskraft stundenweise an einen Kapitalisten verkaufen, der sich den Mehrwert aus Ihrer Arbeit aneignet?

-Ja? Sind Sie sicher?

-Also keine Stipendien? keine Zinsen? Honorare? Zuschüsse? Spesen? Gewinn- und Handelsspannen? Tantiemen? Mieten? Prämien? Provisionen?

Kein akkumuliertes Ausbildungskapital? kein Wechsel von Zuhause? keine Planstelle? keine Eigentumswohnung? keine Aufwandsentschädigung? keine eigenen Produktionsmittel, nicht einmal eine Handbibliothek? Mit einem Wort, keine Einkünfte, abgeleitet aus dem Mehrwert, den andere geschaffen haben? (26f.)

Dieses Stilmittel stellt einen Bruch mit der typischen Ausführung des gewöhnlichen Essays dar. Denn in der kurzen Einleitung werden die Leser zwar direkt angeredet, was der formalen Einhaltung der Prosaprinzipien noch folgt; dann ändert sich aber die Darstellungsweise drastisch: die Leser selbst werden zum Spiel- und Reflexionsgegenstand. Strohschneider-Kohrs hält diese Technik für einen wichtigen Bestandteil der romantischen Ironie:

Es treten deutlich unterscheidbar und doch unlöslich miteinander verbunden zwei Darbietungsweisen in ein Wechselverhältnis und in Wechselwirkung zueinander: die Darstellung, die im Sprechen, Spielen oder Erzählen zunächst Gedanke, Bild und Fabel schafft, wird unterbrochen, negiert und aufgehoben durch Reflexionen, die die Voraussetzungen, die Bedingungen, das Grundprinzip des gerade gebotenen Darstellens in betonter und bewusster Aussage hervorkehren. Diese Reflexionen, in denen sich die Ironie als ein „philosophisches Vermögen“, als ein deiktisches [*hinweisend* – meine Am.] Prinzip manifestiert und für die sie sich bestimmter Kunstmittel bedient, stehen nicht als ein zufälliges Additivum in der künstlerischen Komposition, sondern gehören ganz in sie hinein. (426)

Das Vorhaben, das Phänomen des Kleinbürgertums zu untersuchen und zu erklären, das Enzensberger am Anfang darzubieten scheint, wird bei den Lesern durch den eklatanten Aufruf zum Nachsinnen unterbrochen und lässt seine kurz davor angekündigte Behauptung zunächst fragwürdig erscheinen. Der Leser fühlt sich angegriffen und kann sich nicht sicher sein, worauf der Text schließlich hinauslaufen soll. Jedoch wird auf der Folgeseite das Dilemma geklärt: „Mit dieser Verlegenheit stünden Sie wahrhaftig nicht allein da“, als Enzensberger wieder dabei ist, seine Untersuchung fortzuführen (*Unaufhaltsamkeit* 27). Diese Einlage sollte auch in Enzensbergers späteren Aufsätzen wiederkehren und dort die gleiche Funktion erfüllen.

6.3 Über eine produktionsorientierte Moral im Zuge der Weltöffnung

Nach Enzensbergers Kurswechsel von der Lyrik zur Essayistik, der parallel zu seiner Neuorientierung auf die globale Welt verlief, tappte Enzensberger 1980 in eine neukonzipierte Redaktion hinein. Schon 1975 war er als Herausgeber des linken Intellektuellenhefts *Kursbuch* zurückgetreten; die neue Publikation sollte nun ästhetisch anders konzipiert werden. Für die *TransAtlantik* galt es, „die abgerissene Tradition der literarischen Reportage, der eigenwilligen Verknüpfung von Schriftstellerei und Journalismus, wieder aufzugreifen“ (Dietschreit, 130). Die Zeitschrift sei als Spielzeug und Publikumszeitschrift gedacht, die „aufs Ganze des Bewusstseins“ gehe (130).

Zwei Merkmale fallen bei der Gründung der „TransAtlantik“ auf. Erstens war Enzensberger nicht einmal Mitglied der Redaktion, sondern bloß „Inhaber des Vetorechts“, was ihm eine Art Zensurmonopol zugestand (Dietschreit 130). Diese neue Stellung steht keineswegs im Widerspruch zu dem, was er einige Jahre zuvor in *Unaufhaltsamkeit* geschrieben hatte: „So ist auch der politische Einfluss der kleinen Bourgeoisie ex negativo zu bestimmen, als eine Art unartikulierter Veto-Macht“ (31). Zweitens ließ Enzensberger sich dafür mit dem recht dubiosen Journalisten Heinz von Nouhuys ein, der von vielen als berüchtigter Rechter eingeschätzt wurde (ebd.). Als man im neugierigen Publikum munkelte, gab der Autor in einem in der „Zeit“ abgedruckten Interview bekannt (hier zitiert nach Dietschreit):

Was die moralische Seite der Angelegenheit betrifft, kann ich mich kurz fassen: Ich habe eine produktionsorientierte Moral, also für mich entscheidet, was bei einem solchen Vorgang herauskommt [...]. Dass es so etwas wie unschuldigen Kapitalismus geben kann, glaube ich nicht. (in Raddatz, *Die Wahrheit ist immer riskant*, 1980)

Diese Sätze sind sicherlich nicht als Apologie des Kapitalismus zu verstehen. Ein Überblick über Enzensbergers Wirkungsgeschichte und ein Parallelvergleich mit den von ihm immer wieder aufgegriffenen politisch-historischen Ereignissen ließen Kritikern und Lesern bald einleuchten, dass der „Starautor“ sich nie den fortschreitenden Entwicklungen in den Bereichen der Theorie und Praxis entziehen würde, zumal er sich selbst vordergründig zu den Traditionen des methodischen Ansatzes der marxistischen Analyse bekennt. Am Anfang der 1980er Jahre, als Enzensberger dieses ästhetisch und strukturell-organisatorisch gesehen neuartige Unternehmen wagte, wäre es fast undenkbar gewesen, dass er nicht mit Kritik von allen politischen Seiten rechnen musste. Gremlinza feuert eine Salve der Enttäuschung über Enzensbergers vermeintlichen

Positionswandel ab: er sei ‚Harlekin‘, während die Rechte lapidar behauptete, es sei erfreulich, dass der Autor ‚Tabu-Themen‘ der Linken aufgreift und dabei auf moralisierendes Pathos verzichtet (zitiert nach Dietschreit 131). Beide Seiten bekennen in ihrer Kritik an Enzensberger unwillkürlich Farbe: diese Anmerkungen verraten, dass sie festgefahrenen politischen Plattformen verhaftet sind und ganz übersehen, worum es Enzensberger tatsächlich geht. Denn aus dem Interview-Zitat geht unmissverständlich hervor, dass er dem Kapitalismus gewisse Siegerpunkte einräumt (das erinnert an die Bemerkung von Andersch: er sei ‚zu klug‘ um die Lage nicht einzusehen), dass er allerdings dennoch an seiner marxistischen Methodik festhält: er macht Gebrauch von etablierten kapitalistischen Einrichtungen, um weiterhin ganz nach seinem Sinne produzieren zu können.

Fritsche schreibt hierzu:

So verbirgt sich im Projekt *TransAtlantik* das Ziel einer wirtschaftlich und ideologisch unabhängigen Zeitschrift. Das Prinzip des Eigensinns scheint vor allem im Marketing-Konzept auf, nämlich darin, dass er [...] behauptet, überhaupt kein Konzept zu haben (242).

Enzensberger hält lediglich Schritt mit den materiellen und theoretischen Fortschritten des Spätkapitalismus und greift hier nun auf andere Art und Weise in das Geschehen ein. Er will sich weder festlegen noch festlegen lassen. Ästhetisch schlägt sich diese Haltung eines unablässigen dialektischen Kritikers der Gegenwart in den veröffentlichten Essays nieder:

Es geht ihm um den ‚Kuddelmuddel‘ täglichen Lebens, das Durcheinander der Erscheinungen, das Ausprobieren sämtlich möglicher Sicht- und Lebensweisen. Titel wie ‚Das Ende der Konsequenz‘, ‚Unregierbarkeit‘, ‚Blindekuh-Ökonomie‘ oder ‚Zur Verteidigung der Normalität‘ sind Signale eines politischen Programms, das man auf die These zuspitzen könnte: ‚Theoretische Konsequenz, ins Leben eingeführt, macht blind, macht dumm, führt häufig zu bösen Folgen, ja zu einem tödlichen Ende.‘ (in Podak, *Die Freiheit der Inkonzsequenz*, 1983)

Enzensberger will also mit Ungereimtheiten vor Augen des Lesers spielen, und dazu mischt er sich in dieses scheinbar sinnlose Durcheinander unserer täglichen Welt ein. Er ist schließlich einer, der Widersprüche nie gescheut hat. Aber um frei denken, schreiben und handeln zu können (man denke hier an seine Worte über „akademische Freiheit“ an den amerikanischen Universitäten in *Offener Brief*) musste er sich in diesem Stadium in die Ränge der kapitalistischen Verleger kurz einreihen. Von seiner Position innerhalb des kapitalistischen Verlagswesens aus zu handeln, gleicht in keiner Weise einem Verrat; vielmehr scheint es ein erneuter Versuch gewesen zu sein, produktionsmäßig zu einem dritten Weg zu finden in einer Welt, worin sich so gut wie gar nichts mehr den erwürgenden Tentakeln eines spätkapitalistischen Reformismus zu entziehen wusste. Dieser Wandel ist eher als anarcho-sozialistischer Schachzug anzusehen, und so sollte Enzensberger nicht mit den spöttischen Etiketten eines „Anpassers“ oder „Verräters“ versehen werden.

Zwei Essays, die im Zeitraum von 1980-1982 in der „TransAtlantik“ erschienen, spiegeln exemplarisch einen solchen politischen Schachzug wider. Der 1980 verfasste Aufsatz *Eurozentrismus wider Willen* bietet einen journalistischen Blick auf die Problematik der Erscheinungsformen in einer spätkapitalistischen globalen Welt. Im Anschluss an seine postkolonial gefärbte *Europäische Peripherie* reflektierte Enzensberger nun über die Zuspitzung der öffentlichen Darstellungsform der Globalisierung. Die Einwohner der westlichen hochentwickelten Länder – egal ob Forscher, Widersacher, „selbstlose“ Entwicklungshelfer – stünden sich zwangsläufig im Wege, wenn sie sich mit den negativen Aspekten der Globalisierung befassen, denn „sie alle identifizieren sich mit

einer Sache, die nicht ihre eigene ist“ (66). Während Enzensberger, so Adji, richtig die Probleme der eigenen Kultur in einen kritischen Zusammenhang mit denen der Länder der „Armen Welt“ gebracht hat, wollen Forscher, Weltverbesserer und sogar Überläufer – also diejenigen, die versuchen, ihre eigene Persönlichkeit komplett abzulegen, um sich mit der Rolle „der anderen“ zu identifizieren – ein neues Selbstbild in ihren Unternehmen erkennen. „Auf der Projektionsfläche [...] erscheint immerzu unser eigenes Spiegelbild, nur dass wir keine Lust haben, uns wiederzuerkennen“ (*Europäische Peripherie* 62). Da „Waren, Geräte und Maschinen nur der sichtbarste, greifbarste Teil dessen, was die ‚Entwicklungsländer‘ importieren“ sind, sind diese „nur einzelne Momente einer offenbar unwiderstehlichen Totalität“ (65). Sie sind positivistische Momente einer Totalität also, die – schön verpackt und vermarktet – als solche hingenommen wird, daher „offenbar unwiderstehlich“. Diese Bemerkung klingt nach Lukács, weil es mit der scheinbar unmittelbaren Erscheinungsform zu tun hat. Insofern ist die globale Totalität, die sich täglich „über den ganzen Erdball“ ausbreitet, eine bereits verdinglichte Form, die es folglich unmöglich macht, unser Selbst auf der Projektionsfläche zu erkennen:

Wir haben mit den „ehernen Gesetzen der Geschichte“ mehr als einen Reifall erlebt, aber ein Mensch, der fernsieht, ist und bleibt ein anderer, als der, der sich Geschichten erzählen lässt. Eine These des Marxismus, die bisher noch niemand widerlegt hat, besagt, dass die entfesselten Produktivkräfte der kapitalistischen Industrie mit jedem widerspenstigen Erbe, jedem autonomen „Überbau“ fertigwerden. Sie sind der Bulldozer der Weltgeschichte, der alles abräumt, was sich in seinen Weg stellt, und jede traditionelle Kultur planiert. (*Eurozentrismus* 65)

Da die Bewohner der hochentwickelten Welt damals bereits angefangen hatten, den bislang unanfechtbaren Glauben an den Fortschritt anzuzweifeln, sei es ihnen nicht schwer gefallen, so Enzensberger, „die anderen“ in ihrem eifrigen Nachahmungsdrang als die wahren Eurozentristen zu bezeichnen.

In starker Anlehnung an seine „Dualismus/Monismus“ Denkhaltung (vgl. oben, 14) und seine dialektische Position als Sonderweg, geht Enzensberger hier wieder ans Werk. Er problematisiert nun die Definition „des Anderen“: „Wie aber, wenn es dieses ‚Ganz Andere‘ gar nicht gibt? [...] [V]ielleicht existieren sie nur in der Einbildung derer, die sie suchen?“ (*Eurozentrismus* 66). Ferner fragt er: „Ist es zuviel verlangt, dass ein Amerikaner in Angola, ein Schwede in China, ein Deutscher in Cuba wenigstens einmal am Tag, versuchsweise, sich sagt: Diese Leute sind genau wie wir?“ (66).

Das Projekt einer alternativen Geschichte, das von sozialistischen Staatsapparaten eingeführt wurde, hält er für gescheitert: „Eine exotische Alternative zur industriellen Zivilisation existiert nicht mehr. Wir sind eingekreist und belagert von unseren Nachahmern“ (*Eurozentrismus* 67). Der kompensatorische Mechanismus des korrektiven Eingriffs durch sozialdemokratische kapitalistische Regierungen und internationale Firmen hat seinen Siegeszug angetreten und die augenscheinliche Totalität eines Systems verbreitet, in dem einer, an der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse durch eine entfremdete Nachfrage/Angebot Struktur orientierten Marktwirtschaft höchste Priorität eingeräumt wird.

Dies alles stammt aus dem westlichen Gedankengut. Die Ungerechtigkeiten und Probleme, die durch Wohlstandsgefälle und Ausbeutung verursacht werden, seien dem westlichen Ökonomismus zu verdanken und keineswegs durch ein ignorantes Festhalten an der Möglichkeit eines exotischen Anderen zu lösen. Die Verantwortlichen müssten dazu stehen.

Die Lebenskraft des Westens rührt am Ende von der Negativität des europäischen Denkens her, seiner ewigen Unzufriedenheit, seiner gierigen Unruhe, seinem *Mangel*. Der Zweifel, die Selbstkritik, ja der Selbsthass, sind seine wichtigste Produktivkraft. Dass wir uns, und das, was wir hervorgebracht haben, nicht akzeptieren können, ist unsere Stärke. Deshalb betrachten wir den Eurozentrismus als eine Sünde des Bewusstseins. Die westliche Zivilisation zehrt von dem, was sie in Frage stellt [...]. Und wenn ein kulturelles Außen nicht mehr vorhanden ist, dann produzieren wir unsere eigenen Wilden [...]. Der Wirrwarr, die Unruhe, die Unregierbarkeit ist unsere einzige Chance. Uneinigkeit macht stark. [...] Den rettenden Gedanken, falls es so etwas geben sollte, müssen wir selber fassen. (*Eurozentrismus* 67)

Die Kritiker, die diesen Text Enzensbergers als arrogant beurteilen, verfehlen das Kernargument, denn die Wunschauslagerung ins exotische Ausland verstellt den Westlichen den Blick auf eine dynamische Weltgeschichte, ja ersetzt sie durch einen positiven Totalitätsglauben, der auf der privilegierten Position der Nichtteilnahme fußt. Der kulturelle Begriff des Eurozentrismus müsste kritisch geprüft werden nach dem wahren historischen und aktuellen Inhalt und der Relevanz für die weltgeschichtliche Weiterentwicklung. Deswegen war Enzensberger bereits 1965 in seinem Aufsatz *Europäische Peripherie* für eine Wahrnehmung der eigenen Teilnahme am globalen Konflikt eingetreten. Nur, die Westlichen sitzen nicht mehr an der Seitenlinie: Technik und Zuwanderung führen zunehmend dazu, dass das westliche Erbe – hier insbesondere von den Bewohnern der „Ersten Welt“ selbst – aufgegriffen, diskutiert und problematisiert werden muss, um die eigene Positionalität in der Geschichte zu erfassen. Es ist durchaus nicht arrogant, sondern lediglich ein Aufruf an die westlichen Weltbürger, ihren eigenen Standpunkt im historischen Prozess endlich einzusehen und stets kritisch zu betrachten, daher die Stärke im Negativen. Der vorhandene Begriffsmythos – von den Unsrigen und den Andern – müsste aufgeklärt werden.

In seinem Kommentar *Das höchste Stadium der Unterentwicklung: Eine Hypothese über den real existierenden Sozialismus im Jahre 1982* richtet Enzensberger seinen

aufklärerischen Blick nicht auf den Westen, sondern auf den aktuellen Zustand des sozialistischen Experiments. Und wiederum sind seine Ab- und Gegenbilder zur Hand: der erste Teil des Aufsatzes besteht aus „Wahren Geschichten“, die mit Abziehbildern sozialistischer Staatsmänner versehen sind. Aber die womöglich prägnanteste Einsicht, die er uns anbietet, ist sein „Exkurs zur Namensforschung“. Hier steht er wieder in der Tradition der Marxisten, da im Mittelpunkt der Streit um eine Begriffsbedeutung geht, dessen Folge von enormer Tragweite sei. Die hin- und hergeworfenen politischen Semantiken sind Spielzeuge, und

wenn nun das strittige Spielzeug gar die Größe eines Systems erreicht, in dem ein Drittel der Menschheit lebt, dann versteht man bei dem Gekreisch darüber, wie das heißen soll, sein eigenes Wort nicht mehr. Wie sich hier Signifikanten zu Signifikaten verhalten, an dieser Frage mögen sich Semantiker, Semasiologen und Semantiker mästen. Da mir soviel Expertise nicht zur Verfügung steht, gebe ich hier nur eine kurze Liste der Möglichkeiten, die zur Wahl stehen: Das sozialistische Lager, die Staatshandelsländer, der Weltkommunismus, die Zweite Welt, die staatskapitalistischen die monopolbürokratischen, die postkapitalistischen Gesellschaften...Alle diese spröden Bezeichnungen werden von jenem genialen Ausdruck weit in den Schatten gestellt, den die Gemeinten, nach jahrelanger Suche, endlich für sich selbst geprägt haben: ich meine die Rede vom Real Existierenden Sozialismus. (*Das höchste Stadium* 171f.)

Enzensberger ist verwundert über den Gebrauch dieses Terminus, weil er ihm fast wie eine Selbstverneinung erscheint: „Nur jemand, an dem der Zweifel nagt, kann permanent beteuern, dass er wirklich existiert“ (172). Dies ist eine Umkehrung der Formel, die er 1976 in *Unaufhaltbarkeit* aufgestellt hatte, laut der das Kleinbürgertum eben seine Existenz dadurch bestätigt, dass es immer aufs Neue versucht, sich selbst zu verleugnen. Dieser Begriff sei nun affirmativ und resignativ zugleich: „das erste, indem [die Rede davon] behauptet, dass es den Sozialismus leibhaftig gebe [...], das andere, indem sie zu verstehen gibt, dass es damit aber auch sein Bewenden haben müsse, mehr sei nicht drin“ (172). Der Autor möchte sich jedoch einen anderen Begriff zu diesem Real Existierenden Elend einfallen lassen, da „das Wort Sozialismus eine ehrwürdige

Vergangenheit“ hat (172f.), und darauf wählt er den von ihm selbst geprägten Begriff „Rezosismus“.

Somit vollzieht sich ein nicht uninteressanter semantischer Kunstgriff, um den Sozialismus (ein politisches System, welches als höchstes Ziel Theorie und Praxis in der Erkenntnis des organischen Ganzen auf allen Ebenen zu vereinigen versucht) von einer „geplanten Unterentwicklung“ auseinanderzuhalten. „Der Rezosismus hat sich nicht die Unterentwicklung schlechthin zum Ziel gesetzt; er strebt vielmehr an, sie zu ihrer höchsten Blüte zu bringen“ (*Das höchste Stadium* 174). Befürworter und Revolutionäre dieser unterentwickelten Regierungsform hätten sich einst vor einer schwierigen Wahl befunden zwischen Akzeptanz der vorhandenen vorindustriellen Verhältnisse oder Beseitigung jeglicher Einrichtung, die eventuell zu einem gesteigerten gemeingesellschaftlichen Wohlstandsniveau führen könnte. Enzensberger meint, dass die Staatschefs des Rezosismus sich für das letztere entscheiden, um ihre Länder und Völker etwa auf den niedrigsten gemeinsamen Nenner der Knappheit zu bringen. Dies macht das „realsozialistische“ Verständnis von Solidarität aus: eine Selbsttäuschung, die versucht, „auf die totale Skepsis der Bevölkerung mit machtgestützten Lebenslügen“ zu antworten (*Das höchste Stadium* 181). „Die Unterentwicklung gebiert den Wahn. Der Rezosismus erhebt ihn zum System“ (181).

Im Grunde genommen steht dieser Text als Ergänzungsstück zum *Eurozentrismus* da, denn seine Exkurse erforschen die Schattenseite der Hier-Dort-Polarität zu Zeiten der anbrechenden Globalisierung im Kalten Krieg. Das Verbindungsglied zwischen den

zwei Schriften lässt sich in dem letzten Abschnitt von *Das höchste Stadium* (unter der Überschrift „Envoi“) entdecken:

Was diese Sinnsucher [diejenigen, die Zuflucht im revolutionär-exotischen Anderen zu erkennen meinen] dort zu entdecken glauben, ist nichts weiter als eine Projektion ihrer eigenen Probleme. Sie reden wie Blinden von der Farbe. [...] Massenhafte Vernichtung menschlicher Wünsche, menschlicher Phantasie, menschlicher Produktivität: wer Unterentwicklung durch Gewalt für einen Ausweg hält, der sucht sein Heil im Wahn“ (182).

Damit sind Enzensbergers Reden von einer in Blockstaaten aufgeteilten Welt ein für allemal vom Tisch. Was er in *Europäische Peripherie* propagiert, ist nun vollendet. Er verlegt den Fokus in der Diskussion um die Sozialismus/Kapitalismus Dynamik auf Wechselbeziehungen, die sich nicht über dogmatische Termini und Denksysteme definieren lassen. Dennoch: das Faktum kann nicht übersehen werden, dass er sich mit einer Dichotomie des Wohlstandes, also von Ausbeutung und Gewinn, Herrschaft und Unterdrückung, immer noch beschäftigt. Diese fetischistischen Spielzeuge sind selbst zu Waren geworden, die in akademischen und staatspolitischen Kreisen erst recht Gebrauchswert haben, die auch gerade deswegen gründlich hinterfragt werden müssten (wozu es ihm offensichtlich an erforderlichen Kenntnissen mangelt – dies gesteht er selbst ein).

Trotz mangelnder Expertise weiß Enzensberger noch eines anzubieten, und zwar in beiden Aufsätzen. Das ist nämlich die Verwendung des zur kritischen Teilnahme einladenden Wortes. Im *Eurozentrismus* findet man ein kleines Gesellschaftsspiel, das folgendermaßen aussieht:

Man legt eine Liste der „souveränen Staaten der Erde“ vor [...]. Jeder Anwesende bekommt ein leeres Blatt, und jeder wird gebeten, die aufgeführten Länder in der Reihenfolge ihrer Bewohnbarkeit zu ordnen. [...] Für immer, darum geht es: Ein Retourbillet kommt nicht in Frage. [...] Die meisten fangen ganz unten an, bei den unbewohnbarsten Ländern. [...] Bis dann der erste sich entschließt, es umgekehrt anzufangen [...] Nur Mut, wir ahnen schon, was herauskommt: England, Schweden, Frankreich, Italien, die USA, die Niederlande, Österreich [...] und, siehe da, erstaunlich weit oben die Bundesrepublik Deutschland. (65)

1982 ist er im Text *Das höchste Stadium* wieder präsent mit einem kleinen Test, der an den vorangestellten „Wahren Geschichten“ über korrupte sozialistische Staatsmänner und Parteifunktionäre die Leser selbst nun prüfen soll:

[Solche Episoden] sind zahlreich wie Mücken im Schwarm und ebenso schwer zu verscheuchen. Die Frage ist nur, wo sie zu lokalisieren sind. Hier ist vielleicht ein kleiner Test am Platz. Wer Lust dazu hat, möge die richtigen Schauplätze ankreuzen:

- | | |
|-------------------------------------------------------|--------------------------------------|
| <input type="checkbox"/> Zentralafrikanische Republik | <input type="checkbox"/> China |
| <input type="checkbox"/> Paraguay | <input type="checkbox"/> Rumänien |
| <input type="checkbox"/> Bangla Desh | <input type="checkbox"/> Angola |
| <input type="checkbox"/> Zaire | <input type="checkbox"/> Cuba |
| <input type="checkbox"/> Indonesien | <input type="checkbox"/> Sowjetunion |
| <input type="checkbox"/> Haiti | <input type="checkbox"/> Vietnam |
| <input type="checkbox"/> Äthiopien | <input type="checkbox"/> Bulgaren |

Wahre Geschichten beweisen nichts. Aber sie bedeuten viel. Die Zweite und Dritte Welt sind einander entsetzlich ähnlich. Die gesellschaftlichen Grunderfahrungen, die ihre Bewohner machen, von der Alltagsmisere bis zum Herrschaftsritual, unterscheiden sich kaum. Statt diesen Sachverhalt zu erklären, verlegen sie die Ideologen gewöhnlich darauf, ihn zu leugnen. (169f.)

Auffällig an beiden spielerischen Unterbrechungen ist, dass Enzensberger uns im Laufe des Texts das Ergebnis voraussagt. Diese Voraussage wirft die Frage auf, ob es sich dabei nicht um eine didaktische Wirkung als Intention des Autors handelt. Weil die Leser ihre eigenen Kenntnisse und Wünsche aufs Spiel setzen müssen, um mitzuspielen, würde ich jene Frage aber negativ beantworten. Eine gezielt didaktische Erfahrung würden die Leser durchlaufen, wenn sie auf eine erwünschte Antwort kämen, und diese sich als einzig mögliche Antwort erwiese. In diesen beiden Spielen geht es dagegen um eine Selbstprüfung, denn jeder Leser wird die Fragen anders beantworten: im ersten Spiel stellen sie ihre eigenen Präferenzen in Frage, während man im kurzen Test seine

Vorstellungen und Assoziationsbilder offen zutage legen muss. Somit tritt man nicht nur in einen Dialog mit Enzensberger ein, sondern in einen dialektischen Diskurs über das Verhältnis eines Individuums zu seiner Umwelt. Er will das Bewusstsein schärfen, nicht aber moralisch-präskriptiv zu einem allgemeingültigen Resultat führen. Er gibt freiwillig die Kontrolle über seine literarischen Eigenerfindung aus der Hand, was in gewisser Weise eine ästhetische Erscheinung seiner sowohl autonomen als auch heteronomen Position als engagierten Schriftstellers anschaulich macht. Denn er ist sich dessen bewusst, dass diese „Gesellschaftsspiele“ zwar in seinem Text ablaufen und auf der Grundlage seiner Worte vermittelt werden, dass sie zugleich aber ihre Resonanz in dem Bewusstsein und dem Realitätskonstrukt des einzelnen Lesers finden, an einem Ort also, der sich seiner Kontrolle entzieht und entziehen *muss*. Daran sieht man, dass Enzensberger es doch ernst gemeint hatte mit seiner „produktionsorientierten Moral“, denn er verfolgte die Intention, „aufs ganze des Bewusstseins“ zu gehen.

Diese zwei Kommentare zur notwendigen Überholung eines binären Blockdenkens hielten Schritt mit den weltpolitischen historischen Ereignissen zu der Zeit. Als gegen Ende der 80er Jahre sogar der von Enzensberger missachtete Real Existierende Sozialismus verkümmerte, war die Zeit einer politisch-ideologischen Umordnung angebrochen. Lagerdenken und Ideologiengekeuch, die für Enzensberger schon immer verhasste Konstrukte waren, ließen – zumindest in den öffentlichen Diskursen – etwas nach. Nach dieser Entwicklung wandte sich Enzensberger anderen aktuellen Themen zu.

6.4 Behandlung aktueller Themengebiete in der globalen Welt

Das offizielle Aufweichen von politischen Grenzen ergab eine Freizügigkeit im bislang unerhörten Ausmaß. Eine der Enzensbergerschen Konstanten, seine Dualität – hier im Sinne von den dialektischen Antagonismen der materiellen Produktionsverhältnisse und Selbstbewusstsein – genießt nun größeren analytischen und methodischen Spielraum: der semantische Wirrwarr eines vom Kalten Krieg geprägten Denkschemas kann weniger Umstände in der Analyse der weltweiten Missstände bereiten. Auf die Gestaltung des politischen und kulturellen „Überbaus“ erheben nur noch (mit wenigen Ausnahmen) „kapitalistische“ Mächte Anspruch. Unser „Starautor“ kann breitere Angelegenheiten Revue passieren lassen, vor allem weil seine Prophezeiung in *Unaufhaltsamkeit* aus dem Jahre 1976 doch eingetroffen ist:

Und schon heute gibt es keinen orientalischen Bazar mehr, keinen malaiischen oder karibischen Markt, auf dem die Leitfossilien der kleinbürgerlichen Kultur nicht längst jeden Widerstand besiegt hätten. Die ökonomischen Grundlagen dieser allgemeinen Durchdringung sind bekannt; nicht die kleine Bourgeoisie hat sie geschaffen. Was jedoch jede rein ökonomische Betrachtungsweise unterschlägt, ist die kulturelle Dimension dieses Vorgangs. (36)

In seinem 1992 veröffentlichten Buch *Die große Wanderung: Dreiunddreißig Markierungen* versucht Enzensberger im Rahmen der Neuordnung der Welt einige historisch materialistische Schlüsse über die Lage zu ziehen, die wieder an das Grimmsche Konzept eines einheitlich-dualistischen Koordinatennetzes erinnern: ohne Zeit und Ort zugleich, aber auch in der aktuellen Wirklichkeit angelegt. Er befasst sich im Text mit der Geschichte der Menschheit, für die er eine Parabel in dem biblischen Gleichnis von Kain (Ackermann) und Abel (Schäfer) findet. Er schreibt: „Der territoriale Konflikt endet mit einem Mord. Die Pointe der Geschichte besteht darin, dass der Sesshafte, nachdem er den Nomaden getötet hat, seinerseits vertrieben wird...“ (*Die*

große Wanderung 10). Er sieht hierin die ewige Erscheinung einzelner wiederkehrender Momente:

Über Jahrtausende hinweg bilden sich immer wieder stationäre Populationen. Auf's Ganze und auf die Dauer gesehen, bleiben sie jedoch die Ausnahme. Die Regel sind: Raub- und Eroberungszüge, Vertreibung und Exil, Sklavenhandel und Verschleppung, Kolonisation und Gefangenschaft. Immer war ein erheblicher Teil der Menschheit in Bewegung, auf der Wanderung oder auf der Flucht, aus den verschiedensten Gründen, auf gewaltförmige oder friedliche Weise – eine Zirkulation, die zu fortwährenden Turbulenzen führen muss. Es handelt sich um einen chaotischen Prozess, der jede planende Absicht, jede langfristige Prognose zunichte macht. (11)

Enzensberger streicht hier die Sinnlosigkeit der Zweckplanung hervor und mag die Hoffnung auf die Etablierung eines staatspolitischen Sozialismus aufgegeben haben, scheint aber an seinen dialektischen marxistischen Methoden festzuhalten, da er erneut bemüht ist, die einzelnen Momente in einem dynamischen und widersprüchlichen übergeordneten Lebensprozess zu vereinen. Zu Gesetzmäßigkeiten der Menschheitsgeschichte erklärt er explizit („die Regel“) Ungerechtigkeit in allerlei Formen. Und wie gewohnt hält er den Lesern ein Bild der literarischen Fiktion vor, um diesen historischen Prozess menschlich-sozial zu machen und unmittelbar in seinem täglichen Handlungsraum zu situieren. Inszeniert wird eine Situation in einem Zugabteil, das an sich ohnehin eine Metapher für grenzenlose Mobilität bedeutet, eine Art universaler Schauplatz, an dem sich diese Geschichte in Echtzeit entfalten kann:

Zwei Passagiere in einem Eisenbahnabteil. Wir wissen nichts über ihre Vorgeschichte, ihre Herkunft oder ihr Ziel. Sie haben sich häuslich eingerichtet, Tischchen, Kleiderhaken, Gepäckablagen in Beschlag genommen. Auf den freien Sitzen liegen Zeitungen, Mäntel, Handtaschen herum. Die Tür öffnet sich, und zwei neue Reisende treten ein. Ihre Ankunft wird nicht begrüßt. Ein deutlicher Widerwille macht sich bemerkbar, zusammenzurücken, die freien Plätze zu räumen, den Stauraum über den Sitzen zu teilen. Dabei verhalten sich die ursprünglichen Fahrgäste, auch wenn sie einander gar nicht kennen, eigentümlich solidarisch. Sie treten, den neuen Hinzukommenden gegenüber, als Gruppe auf. Es ist *ihr* Territorium, das zur Disposition steht. Jeden, der neu zusteigt, betrachten sie als Eindringling. Ihr Selbstverständnis ist das von Eingeborenen, die den ganzen Raum für sich in Anspruch nehmen. Diese Auffassung lässt sich rational nicht begründen. Um so tiefer scheint sie verwurzelt zu sein. (*Die große Wanderung* 12f.)

Diese Passage enthält vieles, was zweifellos wichtig für eine tiefere Analyse sein könnte. Hervorgehoben werden hier lediglich die materiellen Formen (Alltagsgegenstände), um die lautlos gestritten wird. Der Grund, warum sich der Widerwille spüren lässt, ist etwas kompliziert („lässt sich nicht rational begründen“), aber er passt gut in Enzensbergers marxistischen Rahmen. Die Gegenstände und besetzten Plätze entsprechen entkörperlichten Ausdehnungen der jeweiligen Persönlichkeiten der Passagiere: jeder fühlt sich unzertrennlich und rechtlich verbunden mit dem, was er mit sich führt und besitzt. Die bereits eingestiegenen Fahrgäste (die Sesshaften), haben sich längst solidarisiert und sind in einem stillem Übereinkommen weiter gereist, das auf gegenseitiger Anerkennung von der individuellen Gültigkeiten jener Dinge beruht. Es ist zugleich die Erkenntnis einer in sich abgeschlossenen persönlichen Verdinglichung, die als unmittelbar und legitim-repräsentativ empfunden wird. Solange dieses Gleichgewicht besteht, ist an dem *status quo* nicht zu rütteln – ja er ist auch nicht zu kritisieren.

Als die „Eingeborenen“ durch das plötzliche Zusteigen von „Eindringlingen“ zum Zusammenrutschen veranlasst werden, kommt es zu großen Sprüngen im Weltbild der Sesshaften. Sie ahnen, dass ihre Ansprüche nicht gerechtfertigt sind, dass auch „die anderen“ ihr Gepäck verstauen wollen bzw. müssen, mit einem Wort: dass auch andere auf der Welt Gemeinsamkeiten mit ihnen selbst aufzuweisen haben, die zur friedlichen „Weiterfahrt“ unbedingt eingeräumt werden müssten. Denn jeder ist schließlich an einer angenehmen Fortsetzung dieser Geschichte (Menschheitsgeschichte) interessiert, und jedem einzelnen im Bahnabteil ist heimlich bekannt, dass auch er irgendwann einmal aussteigen muss und zum späteren Zeitpunkt wieder in einen Zug einsteigen wird. Die

eigentümliche Solidarität ist ein fadenscheiniger Ausdruck des Wunsches nach Kontrolle, Ordnung und Funktion. Sie gleicht dem stillen Aufstand gegen die Geschichte eines *dynamischen* Prozesses:

Dieses harmlose Modell ist nicht frei von absurden Zügen. Das Eisenbahnabteil ist ein transitorischer Aufenthalt, ein Ort, der nur dem Ortswechsel dient. Die Fluktuation ist seine Bestimmung. Der Passagier ist die Negation des Sesshaften. Er hat ein reales Territorium gegen ein virtuelles eingetauscht. Trotzdem verteidigt er seine flüchtige Bleibe nicht ohne stille Erbitterung.“
(*Die große Wanderung* 13)

Das „virtuelle Territorium“ ist hier aus zwei Gründen von Belang. Erstens weist es auf eine seelische Komponente im Prozess der Entfremdung hin: nachdem es einem klar geworden ist, dass das Eigentum doch nichts „Eigentümliches“ an sich hat, tritt man den Rückzug an und bleibt bestärkt in seiner mentalen Überzeugung, dass man – auch im Angesicht der von außen auferlegten Regeln oder Normen – sich selbst besitzt. Die „stille Erbitterung“ ist die widerwillige Akzeptanz äußerer sozialer Bedingungen. Aber der Mechanismus der mentalen Selbstbestätigung ähnelt einem Argument, dessen Maximen auf folgenden Satz hinausliefe: „Ich besitze, also bin und bestimme ich (noch)“. Die Abneigung gegen den Akt des Teilens und der sozialen Erfahrung kommen zum Vorschein: die Menschen wollen ihre besitzergreifenden Machtimpulse auf neue Territorien erstrecken. Sie wollen erobern, um ihre Existenz zu sichern und bestätigen. Das zweite wichtige Merkmal bildet der Gebrauch des Wortes „virtuell“. Im Zeitalter der Informationstechnik, das 1992 schon im Gange war, bewegt man sich immer öfter in einer virtuellen elektronischen Welt, in der man vollkommen entkörperlicht sich wiederfinden muss. Übertragen auf den heutigen Zustand hieße das:

Die Technologie des Internet konfrontiert das Selbst also mit Widersprüchen: Sie bedingt eine tiefe Wendung nach innen, das heißt, sie verlangt eine Fokussierung auf das eigene Selbst, um dessen unverwechselbare Essenz in Form von Geschmacksfragen, Meinungen, Phantasien und emotionalen Kompatibilitäten einzufangen und zu kommunizieren. Zugleich aber macht das Internet aus dem Selbst eine öffentlich ausgestellte Ware. (Illouz 120).

So gelesen ist diese kurze Passage von Enzensberger wegweisend: anhand eines anschaulichen konkreten Alltagsbeispiels schildert er die absehbaren Schwierigkeiten, die dem entfremdeten Menschen noch zukünftig widerfahren werden. Und knapp 8 Jahre später meldete er sich bezüglich dieses Themas wieder zu Worte. In dem Essay *Das digitale Evangelium* setzt sich der Autor mit der technischen Entwicklung des Internets auseinander und weist einige prägnante Sätze auf, die in direkter Verbindung mit Illouz' Worten stehen können. Zuerst schneidet er die Thematik der digitalen Selbstentfremdung an: „An die Stelle der schmutzigen Lebenswelt soll der hygienisch einwandfreie Cyberspace treten, eine erste Stufe der Befreiung vom eigenen Körper“ (*Evangelium* 110). Später spricht Enzensberger auch die Vernetzung der Welt unter dem Gesichtspunkt der millionenfachen Vereinzelung an:

Da kein Zentrum vorhanden ist, kann sich jeder einbilden, er befinde sich, wie die Spinne im Netz, im Mittelpunkt der Welt. Kurzum, das interaktive Medium ist weder Fluch noch Segen; es bildet schlicht und einfach die Geistesverfassung seiner Teilnehmer ab. (119)

Darin erkennt man die widersprüchlichen Begleiterscheinungen der digitalen Globalisierung: zum einen nämlich, dass man im physischen Sinne zunehmend entkörperlicht in das wechselseitige Verhältnis mit seiner Umwelt eintritt – ja dass er inzwischen einen breiteren Zugriff auf diese Welt hat –, während er andererseits dennoch sehr eingeschränkt in seiner Wahrnehmung bleibt. Seine Umwelt wird für ihn also sprungartig unübersichtlicher:

99,999% aller Botschaften sind allenfalls für ihre Empfänger [nicht] von Interesse, und selbst das ist noch übertrieben. [...] Nicht jedem fällt etwas ein, nicht jeder hat etwas zu sagen, was seine Mitmenschen interessieren könnte. Die vielbeschriebene Interaktivität findet hier ihre Grenze. (*Evangelium* 117)

In dem digitalen Zeitalter verwandelt sich die Problematik des erzeugten materiellen Mangels in die eines Überflusses. Oder anders gesagt: die vernetzte Überschwemmung

des menschlichen Hirns erzeugt einen Mangel an geistiger Festigung und stabilem emotionalem Halt. Was den Menschen in einer Lage übrigbliebe, in der sie im unerhörten Ausmaß durch mediengestützte Selbstbesessenheit und –Entkörperung von einer Einheit der Praxis und Theorie abrücken, hatte Enzensberger bereits 1989 in seinem Essay *Vermutungen über die Turbulenz* angedeutet:

Die Folge ist, dass sich die Schere zwischen theoretischem Verständnis und Lebenspraxis immer weiter öffnen muss. Wenn an dem, was ich hier (ziemlich leichthin) anzudeuten versucht habe, etwas Richtiges ist, so ergibt sich daraus ein Verhalten, das keine allgemeine Verbindlichkeit mehr beanspruchen kann: jeder ist darauf angewiesen, seinen Vermutungen zu folgen, und selbst die stehen unter einem unausgesprochenen Vorbehalt: ich handle so, als könnte ich unter den fortwährend oszillierenden Zukünften meine eigene finden. (24)

Eine marxistische Analyse dieser Zustände lässt Enzensberger allerdings nicht außer Acht. Er beschreibt zusammenfassend die historische Reaktionen der Gelehrten und anderer Kritiker auf allgemeine Entwicklungen neuer Medien, u.a. Brecht und Benjamin, und im Zusammenhang mit dem Internet zeigt er, dass man durchaus noch schlagkräftig mit marxistischen Ansätzen argumentieren kann. Er behauptet, dass „der wahre Evangelist des Netzes“ das Kapital ist (*Evangelium* 115), dass aber „enorme Investitionen keineswegs immer entsprechende Effizienzgewinne und Erträge gegenüber[stehen]“ (119). Wohin dies aus seiner Sicht geführt hat, gibt er bekannt:

Der Klassenkampf hat bekanntlich schon bessere Tage gesehen. Auf absehbare Zeit hat der Kapitalismus – digital oder nicht – gesiegt. Die alten Konflikte sind dadurch nicht stillgelegt, aber sie finden nur noch feinverteilt statt, so als hätten [123] sie ausgerechnet die Lohnabhängigen des neoliberalen Gebot der Privatisierung zu eigen gemacht. Man kann von molekularen Klassenkämpfen sprechen, die auf allen möglichen Nebenschauplätzen ausgetragen werden. (*Evangelium* 122f.)

Diese Worte erinnern stark an Enzensbergers damals neue Grenzziehung in seinem Essay *Europäische Peripherie* aus dem Jahr 1967. Nun ist das Gebot der Privatisierung – der oben erwähnten millionenfachen Vereinzelung – in Gang gesetzt worden, und während

sich der Autor der Tatsache ergibt, dass die ideologische Versprechungen eines menschengerechten Sozialismus nicht mehr realistisch einzulösen sind (dies gesteht er offen: „Vielleicht empfiehlt sich dreißig Jahre später [nach der Veröffentlichung von seinem *Baukasten zu einer Theorie der Medien*] eine gewisse Nüchternheit“ (*Evangelium* 116)), hat man es dennoch mit Kämpfen im kleinsten Kleinformat zu tun, die immer weiter an den Rand der Relevanz gedrängt werden. Die erstaunlich hohen Investitionen, die sich zum Teil als Fehlschläge herausstellen, produzieren den Zustand des Überflusses und ziehen gleichsam eine Umerziehung auf persönliche Verhaltensweisen nach sich, die früher Verdacht erregt hätten:

Als Kardinaltugend gilt die Flexibilität. Daneben werden Durchsetzungsvermögen, Mobilität und die Bereitschaft zu raschem, lebenslanglichem Lernen gefordert. Wer da nicht mithalten kann, wird ausgeschieden. (123)

Diese Fähigkeiten sind zweifellos sehr wichtig für die Gesellschaft und steigern bestimmt das Bewusstsein für pluralistische Denkformen wie Toleranz und Multikulturalismus; aber Enzensberger, der immer auf dem schmalen Grat zwischen seinem Dualismus (Grimms „Konterpaarungen“) und dessen Verneinung gewandelt ist, sieht die Lage etwas anders. In Anlehnung an seinen Essay *Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums*, zieht er die Kehrseite des Fortschritts in Betracht, denn wer sich nicht auf diese neuen Wertvorstellungen einstellen will, fällt unabwendbar durch das wirtschaftliche und gesellschaftliche Raster: er wird „ausgeschieden“. Wenn man sich die inzwischen sehr differenzierten Einstellungen zur Arbeit und die unterschiedliche Gesinnung zum Begriff des Fortschritts innerhalb der Gesellschaft überlegt, soll laut Enzensberger die Rede von „funktionellen Differenzierungen“ sein (*Evangelium* 124). Diese verschiedenen Typen gliedert Enzensberger etwa in vier Fabelwesen auf (man sei hier an die Ab- und

Gegenbilder erinnert, auf die Dujmic aufmerksam gemacht hatte): die Chamäleons, der Igel, der Biber und zuletzt die große weltweite Unterklasse, für die kein Totemtier vorhanden ist. Die Klasse der Biber schwindet Hand in Hand mit den rückläufigen traditionellen Produktionssektoren und sinkt immer tiefer in die Reihen der Unterklasse.

Wir müssten natürlich dagegen einwenden, dass man doch eine Wahl hat, dass man sein eigenes Schicksal nur beim Schopf zu packen bräuchte. Und Enzensberger stimmt dem Einwand gewissermaßen zu, denn die Chamäleons, die sogenannten Workaholics, und die Igel, die gegen viele Veränderungen resistent sind und daher die Institutionen und Bürokratie auf lange Sicht hartnäckig bewohnen, verfügen über diese Alternative. Aber die Biber und die Unterklasse „passen nicht in den Tugendkatalog des digitalen Kapitalismus“, und die Mitglieder der vorangegangenen Gruppen, die sich schließlich für das Aussteigertum entscheiden, können nur so handeln, weil sie den Luxus des Wohlfahrtsstaats sowie „ein gesundes Selbstbewusstsein“ genießen (125). So gesehen kommt es – ähnlich wie in *Unaufhaltsamkeit* – auf die erfinderischen und anpassungsfähigen Eigenschaften an, die wiederum aus einer Zwangslage entsprungen sind, und daher wäre es problematisch, die Ausgeschiedenen „mit der Elle einer Arbeitsmoral zu messen, die schon aus Mangel an sicheren Jobs ausgedient hat“ (*Evangelium* 125).

Dieses Fazit hat auch eine nicht unerhebliche kulturelle Tragweite. Das in *Unaufhaltsamkeit* angesprochene Moment von Subsumierung kultureller Hegemonie unter diese wirtschaftliche Einstellung steht noch im Vordergrund und führt dazu, dass

die Medienarbeiter unter den Chamäleons „an Betriebsblindheit leiden“, die sich durch eine so weitgehende Selbstreferenz ausdrückt, „dass ihnen der Blick auf die Außenwelt schwerfällt. Die Überschätzung der eigenen Rolle verleitet sie dazu, die Medienwelt mit der Realität zu verwechseln“ (127).

Laut Enzensberger vollzieht sich diese Verwechslung auf beiden Seiten, also sowohl bei den Sendern als auch bei den Empfängern. In seinem 1988 erschienenen Essay *Das Nullmedium oder warum alle Klagen gegen das Fernsehen gegenstandslos sind* beschreibt er die Position des Zuschauers:

Weit davon entfernt, sich manipulieren (erziehen, informieren, bilden, aufklären, mahnen) zu lassen, manipuliert er das Medium, um seine Wünsche durchzusetzen. Wer sich ihnen nicht fügt, wird per Tastendruck mit Liebesentzug bestraft, wer sie erfüllt, durch herrliche Quoten belohnt. Der Zuschauer ist sich völlig darüber im Klaren, dass er es nicht mit einem Kommunikationsmittel zu tun hat, sondern mit einem Mittel zur Verweigerung von Kommunikation, und in dieser Überzeugung lässt er sich nicht erschüttern. (103)

Es hört sich zunächst an wie der latente Vorwurf von selbstverschuldeter Entmündigung, die in seinem Gedicht *verteidigung der wölfe* schon Jahre zuvor zu erkennen war. Diesmal ist es aber so weit, dass sich der Empfänger im Voraus schon dessen bewusst ist – und hier verhält es sich ähnlich wie bei der Datenüberfülle im Internet –, dass er nur an sich und seine Ziele denkt: obwohl ihm Bilder von der großen weiten Welt „per Tastendruck“ augenblicklich zur Verfügung stehen, praktiziert er die „Ökonomie der Vermeidung“ (*Evangelium* 121). Solange seine Wünsche erfüllt werden, bestimmt er seine Realität. Solange der Nutzer sich die relevanten Daten aus dem Netz herausucht, verliert er nicht die Kontrolle über seine eigene Welt und seine Selbstrepräsentation innerhalb jener Welt.

Was den Menschen in diesen Vorgängen entkommt ist die grundlegende Tatsache, dass wir selber diejenigen sind, entweder durch das Schaffen und Ausstrahlen oder aufgrund unserem Konsum, die diese Bilder produzieren. Darauf hatte Enzensberger 1982 in seinem Essay *Zwei Bemerkungen zum Weltuntergang* hingedeutet. Darin moniert er sich über die utopischen sowie die apokalyptischen Wahrsager, die lautstark ihre Realitätsvorstellungen in die Welt streuen:

[Die Besserwisser] wollen nicht verstehen, dass wir selber es sind, die diese Bilder hervorbringen, und dass wir an ihnen festhalten, weil sie unsern Erfahrungen, Wünschen und Ängsten entsprechen, auf der Autobahn zwischen Frankfurt und Bonn, vor dem Bildschirm, der zeigt, dass wir im Krieg sind, unter Hubschraubern, in den Korridoren der Kliniken, der Arbeitsämter und der Gefängnisse: weil sie, mit einem Wort, in diesem Sinne realistisch sind. (152f.)

Das Abneigung gegen zusteigende Fahrgäste im „virtuellen Territorium“ eines deutschen Schnellzuges, die Selbstreferenz der Medienarbeiter und die beharrliche Wünscherfüllung der Nutzer und Zuschauer im Rahmen der elektronischen Medien sind keine – wie viele Marxisten es sicherlich ausdrücken würden – künstlichen Bedürfnisse oder Erfahrungen. Vielmehr sind sie, im Enzensbergerschen Sinne, der Ausdruck der Bedingungen, unter denen wir leben. Impliziert wird dabei, dass diese Erfahrungen als solche auch problematisiert werden sollten.

Und wo wäre Enzensberger der Schriftsteller, der Künstler in dieser Diskussion zu verorten? Es fällt einem sehr schwer, ihn einem der vier Fabelwesen zuzuordnen, weil Aspekte seiner Person und seines Schaffens in allen Gattungen wiederzuerkennen sind. Aber das sind nun wieder die gewohnten Enzensbergerschen Handgriffe: er scheint sich mit einer Sache zu identifizieren und sich ihr zum Schluss doch zu entziehen, so dass wir uns noch einmal fragen: Wo ist er denn geblieben? Selbstverständlich spricht er aus

eigener Erfahrung, aber heißt es, dass er über all dem was darin beschreiben und bemäkelt, theoretisiert und analysiert wird erhaben ist?

Enzensberger selbst gibt keine Antwort darauf. Im Gegensatz zu seinen früheren Gedichten und Essays, in denen er sich oft mit Themengebieten auseinandersetzte, die ihm persönlich sehr nahe gingen (vgl. *Unaufhaltsamkeit*, *Offener Brief*, *middle class blues*), dehnt sich in den späteren Jahren der Schreibbiographie sein kritischer Blick auf einen breiteren Horizont aus. Die alten Ideen von Kapital, Klassenkampf, Zwang und Moral werden zwar beibehalten, aber seinen künstlerischen Stoff nimmt er jetzt aus einer größeren Schatzkiste. Mit anderen Worten hat sich auch Enzensbergers kritische Denkweise globalisiert, ein Entfaltungsprozess also, der mit dem modernen Weltverlauf hat Schritt halten können.

Und vielleicht verbirgt sich darin der Schlüssel zur Enträtselung dieses Künstlers und Menschen, denn seine umfangreicheren Analysen von stets komplizierter werdender Problematik begleitet eine Auseinandersetzung mit sich selbst in seinen Essays, die mit der Zeit immer schwieriger in einem einzigen Text zu lokalisieren ist. Während es unstrittig ist, dass er sein marxistisches Werkzeug beibehalten hat, dürfte es mindestens genau so einleuchten, dass er außertextlich diachron schreibt, indem er an seine eigenen älteren Standpunkte anknüpft („Doch führte der Versuch des Verfassers, die Medienpraxis zu überholen, zu allerhand Erwartungen, die heute naiv anmuten“ – Enzensbergers Rückblick auf seinen Essay *Baukasten* (*Evangelium* 116)) beziehungsweise auf eine Herangehensweise, die sich womöglich künftig als eine

irrtümliche erweisen könnte. Beispielsweise heißt es in *Evangelium*: „Dass das Leben meist auch den bestraft, der zu früh kommt, davon könnten allerdings die meisten Futurologen ein Lied singen, wenn sie es nicht vorzögen, von ihren Blamagen zu schweigen“ (109). Die Verbindung von Enzensbergers eigener Anschauung der gesellschaftspolitischen Untersuchungsgegenständen mit der Revidierung und Anfälligkeit seiner eigenen Position ist in der romantisch-ironischen Sichtweise wiederum eine Bestätigung des folgenden Satzes von Ingrid Stroschneider-Kohrs: “Der Künstler soll in seinem Werk die Art und Prinzipien seines Schaffens bewusst selbst mit darstellen“ (49).

In seinen Stücken ist in dieser Hinsicht immer ein Verweis enthalten: einer auf Enzensbergers Schaffensprozess und expandierende Denkhorizonte, einer auf Reflexion, ja einer auf eine Reflexion *seiner* Reflexionen. Die folgenden Worte aus *Vermutung über die Turbulenz* klingen, als kreisten sie um eine Enzensbergersche Selbsterfassung:

Die allenthalben verlangte und gerühmte Flexibilität, die allmählich in den Rang einer sozialen Kardinaltugend erhoben wird, halte ich für eine schlechte Strategie. Der bloße Sozialautomat, der immer nur auf gegenwärtige Zustände reagiert, verliert nicht nur den letzten Rest von Kontrolle über sein eigenes Los, er wird auch immer zu spät kommen. Der Hohn des Igels ist dem Hasen, der ihm hinterherhechelt, gewiss. [...]Ergiebiger scheint mir das Verfahren des Seglers zu sein, der sowohl beim Wind als auch vor ihm kreuzt. Ein solches Vorgehen, auf die Gesellschaft bezogen, erfordert extreme Aufmerksamkeit und stoischen Unglauben. Wer auch nur das nächste Ziel erreichen will, muss Zug um Zug mit tausend unvorhersehbaren Größen rechnen und darf sich keiner von ihnen anvertrauen. Aber mit der Geistesgegenwart ist es nicht getan. Angst vor dem Anachronismus kann sich keiner leisten, der der Idiotie der Gleichzeitigkeit entrinnen möchte. Ein gewisser Eigensinn, der auf letzte Begründungen verzichtet, kann dabei nicht schaden. (24f.)

Die Mahnung, die Skepsis vor drohenden Gefahren – in welcher Form auch immer – zu bewahren, ist zugleich der Aufruf zur Besinnung auf „das organische Ganze“ sowie die Bedingung einer für seinen freikünstlerische Existenz notwendigen Distanz. Es ist der Einigungsversuch vieler Widersprüche, unzähliger Widersprüche, aber keineswegs

engagiert im didaktischen Sinne. Strohschneider-Kohrs behauptet, dass „die romantische Ironie-Konzeption in gewissem Sinne eine Absage an ‚engagierte [Kunst]‘ [bedeutet]; sie sucht die Darbietung der künstlerischen Wirklichkeit als solcher“. Doch im Gegensatz zu ihr und Christian Linder („Er ist Romantiker, [...] und ist es nicht ganz: er ist Marxist, und ist es nicht ganz“ (131)) möchte ich behaupten, dass er beide Posten bekleidet, weil er die Wirklichkeit ohnehin als menschliches Konstrukt ansieht (das ist der historische Materialismus) und sich als Schriftsteller daher die künstlerische Freiheit erlaubt, mit ihr in provokativ-referenzieller Weise zu spielen. Krusewitz und Kade hatten oben angedeutet, dass Enzensberger in erster Linie als literarischer Marxist zu verstehen sei. Seine Anwendung von romantisch-ironischen Konzepten steht Engagement an sich nicht entgegen, sie suggeriert auch keine „Absage“ daran: wenn sich seine Leser Inspiration aus seinen Texten holen, die sie zum Handeln bewegen, dann ist es ihre persönliche Angelegenheit. Enzensberger hat schließlich in *Unaufhaltsamkeit* einmal geschrieben, dass er seine Leser lediglich einlädt, sich betroffen zu fühlen, was heißt, über die Verhältnisse - einschließlich der zeitlichen, räumlichen und zwischenmenschlichen – nachzudenken. Was die Leser darauf folgen lassen, bleibt ihnen selbst überlassen. Er hat weder Theorien noch Lösungsvorschläge, weder Bekenntnisse noch Entwürfe zu bieten, also bleibt es für ihn bei „Vermutungen“, die auf keinen Fall gegen Gegenpositionen gefeilt sind.

Wie in dem Text *Die große Wanderung* ist eines von Enzensbergers neueren Themengebieten ebenfalls in der Problematik der Selbsterkenntnis gegenüber anderen angesiedelt: der Terrorismus, hier aber in Form des Selbstmordattentäters. 2005 wurde

im *Spiegel* sein Aufsatz *Der radikale Verlierer* veröffentlicht, in dem sich der Autor einem Thema zuwendet, das zwar nicht neu ist, aber immer häufiger in der Öffentlichkeit thematisiert, gezeigt und diskutiert wird. Enzensberger, seit seinem ersten Auftritt, will dabei sein und mitmischen. Er nimmt Stellung und geht den Terrorismus noch einmal mit Hilfe der marxistischen dialektischen Methode an, indem er den Gewaltakt vor seinem materiellen, historischen und politischen Hintergrund auf der Ebene des Einzelnen sowie gesellschaftlich zu deuten versucht.

In all dem Wirrwarr, von dem das Dilemma des Selbstmordattentäters umgeben ist, steht laut Enzensberger nur fest, dass

so, wie die Menschheit sich eingerichtet hat – „Kapitalismus“, „Konkurrenz“, „Imperium“, „Globalisierung“ -, nicht nur die Zahl der Verlierer mit jedem Tag zunimmt; wie in jeder großen Menge kommt es bald zur Fraktionierung; in einem chaotischen, undurchsichtigen Prozess trennen sich die Kohorten der Unterlegenen, der Besiegten, der Opfer voneinander. [...] Der radikale Verlierer sondert sich ab, wird unsichtbar, hütet sein Phantasma, sammelt seine Energie und wartet auf seine Stunde. (*Verlierer* 174)

Dass die Zahl der terroristischen Anschläge jedoch ansteigt, „liegt an den sogenannten Verhältnissen. Damit kann der Weltmarkt ebenso gemeint sein wie eine Prüfungsordnung oder eine Versicherung, die nicht zahlen will“ (175). Eine flüchtige Analyse dieser verschiedenen Verhältnisse läuft in dem Punkt zusammen, dass sie alle Machtinstanzen darstellen, denen das Individuum in der heutigen Gesellschaft unterliegt.

Die Errungenschaften der Moderne, wie z.B. neue Rechte, Selbstbestimmung, umgesetzte Konzepte der Menschenwürde und Menschenrechte, „haben den Kampf um Anerkennung demokratisiert und Gleichheitserwartungen geweckt, die sich nicht erfüllen können; und zugleich haben sie dafür gesorgt, dass die Ungleichheit [...] 24 Stunden [...] auf allen

Fernsehkäneln demonstriert wird“ (*Verlierer* 175). So gesehen sei eine Zunahme der „Enttäuschbarkeit“ der Menschen unabwendbar.

Das Unbehagen des Verlierers basiert also nicht nur auf seinem materiellen Versagen – es ist nur bedingt von ihm verschuldet –, sondern es entspringt auch einer negativen Selbsterkennung, die reflektiert wird durch eine tägliche Selbstmessung an den durch die Medien ausgesendeten Erfolgsbildern. „Was den radikalen Verlierer obsessiv beschäftigt, ist ein Vergleich, der in jedem Augenblick zu seinen Ungunsten ausfällt. [...] Die Reizbarkeit des Verlierers nimmt mit jeder Verbesserung zu, die er bei anderen bemerkt“ (*Verlierer* 176). Das unaufhörliche Loblied des Fortschritts und die hohe Wertschätzung der erfolgreichen (Selbst)Darstellung im öffentlichen Diskurs zeigen ihm ein Bild von einer Welt, in der es ihm unmöglich scheint, dass es anderen schlechter gehen könnte als ihm selbst. Es wird nach einem Sündenbock gesucht, aber der Verdacht, „dass es eine einfachere Erklärung geben könnte; nämlich, dass es an ihm liegt“ verschwindet nie, daher schließen sich die beiden Momente „Es liegt an mir.“ – „Die anderen sind schuld.“ nicht aus (*Verlierer* 176). „Der einzige Ausweg aus dem Dilemma ist die Fusion von Zerstörung und Selbstzerstörung“, und seine Folge ist, dass er sich an anderen rächt – er reißt sie mit in den Tod –, dass er aber den Spektakel mit seinem eigenen Leben bezahlen muss.

Enzensberger ist nie dazu bereit, auf historische Vergleiche mit seinem Heimatland zu verzichten, zumal er selber in einer Zeit der beispielelosen Gewalttätigkeit aufwuchs. In seinem Artikel wendet er die Schlüsse seines Argumentes auf ein historisches Beispiel

für die Erweiterung des Einzelfalls auf das Kollektiv an: das nationalsozialistische Deutschland. Es heißt:

Zuerst galt es, die Juden und die Gegner von 1919 zu vernichten, aber es lag [den Nationalsozialisten] völlig fern, die Deutschen zu verschonen. Ihr eigentliches Ziel war nicht der Sieg, sondern die Ausrottung, der Untergang, der kollektive Selbstmord, das Ende mit Schrecken. [...] Unter ungeheuren Opfern hat [Hitler] erreicht, was er wollte: Er hat verloren. (*Der radikale Verlierer* 178)

Heutzutage gibt es nur noch wenige Verlierer-Kollektive, vor allem, weil es die willigen Lieferanten, also die Supermächte im Kalten Krieg, nicht mehr in diesem Sinne gibt. Zwar existieren die Vereinigten Staaten als politische Einheit noch, aber die Länder, die ihnen „marginale Räume“ (vgl. *Europäische Peripherie*) als Austragungsort des Ideologienkampfes bieten könnten, interessieren sie weniger. Deshalb stockt der Zufluss von finanziellen Mitteln und militärischer Ausrüstung. Nun gibt es statt des weltweit agierenden Kollektivs nur noch kleinere Gruppen auf nationaler oder lokaler Ebene.

Keine dieser Meuten hat jedoch mit der Globalisierung Schritt halten können. [...] Sie haben unter dem Druck des weltweit operierenden Kapitals ihre Welteroberungsphantasien aufgegeben und nehmen bloß noch für sich in Anspruch, die Interessen ihrer lokalen Klientel zu verteidigen. (*Verlierer* 180)

Doch einige Fraktionen (hier meint Enzensberger die islamischen Terroristen) haben sich modernisiert, indem sie ein flexibles Netzwerk eingerichtet haben. Seine Sätze klingen nach Passagen aus seinem *Eurozentrismus*-Aufsatz. Die Terroristen sind „geschult durch Fernsehen, Computertechnik, Internet und Reklame“; sie inszenieren ihre Massaker ästhetisch „nach dem Vorbild des Katastrophenfilms, des Splatter-Movies und des Science-Fiction-Thrillers. Auch darin zeigt sich seine Abhängigkeit vom verhassten Westen“ (180). „Allein [ihre] technischen Mittel, vom Sprengstoff bis zum Satellitentelefon, vom Flugzeug bis zur Fernsehkamera, stammen aus dem verhassten Westen“ (182).

Während die „Zivilisationsverluste“, die der Westen infolge der terroristischen Spektakel von der Kontrolle im Alltag bis hin zur schlagartigen Steigerung der Macht und des Einflusses repressiver politischer Apparate reichen, zwar wichtig sind, geht es Enzensberger auch um verheerende Nachwirkungen auf die arabische Gesellschaft.

Nicht nur Flüchtlinge, Asylsuchende und Migranten werden darunter zu leiden haben. Ganze Völker werden durch die Aktionen ihrer selbsternannten Stellvertreter, jenseits aller Gerechtigkeit, einen immensen Preis bezahlen müssen. [...] Die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, dass regredierende Gesellschaften, die ihr eigenes produktives Potential abwürgen, auf die Dauer überlebensfähig sein könnten (*Verlierer*, 183)

Man denke hier an Enzensbergers Untersuchung des Real Existierenden Sozialismus und an dessen absichtliches Einebnen aller Produktivkräfte auf das geringste Niveau. Nun liegt eine ähnliche Analyse im Artikel vor, aber der Unterschied besteht darin, dass im Zeitalter der Technik und Kommunikation die lügenhafte Inszenierung und Durchführung geplanter Zerstörung eine internationale Dimension annimmt. Weil man heute legitim von einer „Weltgesellschaft“ sprechen kann, muss eben diese sich mit ihren schädlichen Produkten abfinden: die „Anschläge stellen ein permanentes Hintergrundrisiko dar, wie der alltägliche Unfalltod auf den Straßen [...]. Damit wird eine Weltgesellschaft, die fortwährend neue Verlierer produziert, leben müssen“ (*Verlierer* 183).

Bereits 1986 hatte Enzensberger sich zum gesellschaftlichen Phänomen des Terrors in seinem Aufsatz *Die Leere im Zentrum des Terrors* geäußert. Während er in *Verlierer* über gekonnte mediale Inszenierung spricht, erörtert er in *Die Leere* die Rolle der terroristischen Mitteilung nach der Tat. Einerseits erforscht Enzensberger dort die

Beweggründe der Terroristen, andererseits fokussiert er in diesem Essay auf ihr Image in den Augen der restlichen Welt.

Wir nehmen ihre Kommuniqués für bare Münze, wir akzeptieren sie mit einer gewissen Dankbarkeit, auch wenn ihr wahnhafter Charakter offen zutage liegt. Denn sie dienen uns als Beweis dafür, dass unsere Vorstellungswelt noch in Ordnung ist, dass unsere herkömmlichen Modelle noch funktionieren [...]; hüben die Unterdrückung, drüben der anti-imperialistische Kampf. [...] Das Kommuniké sorgt dafür, dass das monströse Kind einen Namen hat. Die politische und moralische Arbeitsteilung ist gerettet. Alles, was der Fall ist, bleibt, gleichgültig wie abstoßend der Fall sein möge, *erklärbar* und kann daher mit den üblichen Methoden politischer und polizeilicher Rationalität verarbeitet werden. (*Die Leere* 184)

Da klingt der alte Enzensbergersche Refrain der Bewusstseins-Industrie wieder an. Die verantwortlichen Terroristen geben einen Bekennerbrief oder ein Videoband ab, die es der Welt ermöglichen, diese Greuelthaten in das vorherrschende Realitätsgefüge einzubinden und somit fassbar zu machen. Die Reproduktion der angeeigneten Realität steuert sogar die „abtrünnigen“ Sekten freiwillig bei.

In Verbindung mit seiner Analyse des radikalen Verlierers führen Enzensbergers Ansichten in *Die Leere* zu dem Schluss, dass die Vorgänge des Verlustes, der Schuldzuweisung und des Anschlages einer Dialektik der Zerstörung gleichkämen. Das Schlüsselement dieses Verfahrens ist die Kommunikation, die von Seiten der Terroristen selbst ausgeht, denn einer der wichtigsten Teile ihres Vorhabens, ist die Bekanntmachung, dass *sie* den Schaden angerichtet haben. Die Aufhebung ist der Selbstmord; das Kommuniké hinterlässt die Spuren der Täter nach dessen Untergang. Wenn ein Terrorist ein Attentat verübte, ohne ein Geständnis mitgeliefert zu haben, müssten wir uns eingestehen, „dass der Terror politisch leer ist, und dass er [...] seinen letzten Grund in der psychischen Verfassung des Ganzen hat, [der] nur ein hilfloser

Begriff für etwas [ist], das wir niemals begreifen, und das sich unserer Kontrolle entzieht“ (*Die Leere* 187).

Am Beispiel des radikalen Verlierers werden die psychologischen Motivationen der Terroristen erleuchtet, aber auch das „psychologische Ganze“, das sich unserer Kontrolle entzieht, was den Schluss nahe legt, dass Enzensberger in diesem Rahmen wieder das „richtige Bewusstsein“ des „organischen Ganzen“ im Hintergrund der Geschehnisse erahnt. Der Grund, warum Bekennerbriefe und selbstinszenierte Spektakel für Opfer sowie Täter wichtig sind, ist, dass sie nichts mehr von uns verlangen als die Einordnung des Vorfalls als isoliertes Moment in einem binären Denkmuster, das – egal ob vor oder nach dem Fall der Berliner Mauer – der Kontrolle einer Bewusstseins-Industrie unterliegt, deren Geschäftsführer hauptsächlich an der Unterdrückung der Wissbegierde interessiert sind. Die Bekanntmachung der Verantwortung für einen Akt des Schreckens dient dem systematischen Machtdiskurs und spielt den Machthabern in die Hände: es wird geduldet, dass diese „Feinde der Zivilisation“ für kurze Zeit die Macht durch psychische Gewalt für sich beanspruchen, weil es am Ende die Weltbevölkerung wieder in die Arme einer semiotischen Gedankenkontrolle treibt, mit der die Machthaber ihre privilegierte Stellung umso kräftiger befestigen können.

Ilja Subar steuerte 2007 den Beitrag *Von der Macht des Kapitals zur Macht der Semiosis* zum Essayband *Kritische Theorie Heute* bei. Ich ziehe Auszüge aus ihrer Arbeit heran, weil Enzensberger nun eine Schaffensphase erreicht zu haben scheint, die – analog zu den politischen Geschehnissen in der Weltpolitik – sich im Grunde genommen kaum

mehr mit der Frage eines parolengestützten internationalen Klassenkampfes befasst. Trotzdem sind die durch ökonomische und politische Verhältnisse ausgelösten Probleme wie Armut, Gewalt und Krieg nach wie vor relevant. Und da Staatsapparate und ideologiegeladene Stimmen weitgehend aus dem öffentlichen politischen Diskurs verklungen sind, und Not und Elend doch noch allgegenwärtig sind, muss eine andere Variante als Theorie zur Herrschaft erhalten als der politisch und wirtschaftlich bankrotte Vulgärmarxismus.

Nicht dass Enzensberger sich je desselben bedient hätte: Ganz im Gegenteil, in meiner Arbeit habe ich argumentiert, dass er die Anwendung marxistischer Methoden in seiner Schriftstellerkarriere nie aus den Augen ließ (vgl. *Unaufhaltsamkeit, Europäische Peripherie, Evangelium* u.a.). Aber da er nun auf die semantischen Machtverhältnisse im Rahmen des Terrors eingegangen ist, halte ich einen kurzen Exkurs in dieses Feld für konstruktiv. Subar behandelt die „Quellen der Macht im sinngenerativen Zusammenhang sozialer Realität“ und weist auf die „sinnbildende Materialität von Medien hin“ (299).

Aus ihrer Studie gehen drei Schwerpunkte hervor:

- 1) Die realitätskonstruierende Macht der Semiosis wird zwar in Machtdiskursen geformt, aber nicht beherrscht.
- 2) Politische Semantiken wehren der Gefahr der Spontaneität der Semiosis durch immunisierende Strategien, die nicht nur die Semantik als Weltauslegung, sondern auch das diskursive System der generativen Regeln von Semantiken schützen sollen (also nicht nur das Spiel, sondern die Spielregeln im Auge haben).
- 3) Da jedoch die immunisierenden Strategien vornehmlich in der selbstreferenziellen Schließung des semiotischen Systems einer gegebenen Semantik bestehen, können sie die Ebene der generativen Sprachregeln nicht ganz erfassen und müssen daher auf asemiotische Mittel der Kommunikation (etwa auf Verfahren mit der hinter ihnen stehenden Gewalt) zurückgreifen. (Subar 299f.)

Daraus lässt sich schließen, dass politische Machtinstanzen auf allen Ebenen eine gewisse Menge Abweichung oder Opposition dulden müssen, weil sie nie den öffentlichen Diskurs gegen neue semantische Formen lückenlos imprägnieren können. Sie hinken den

unkontrollierbaren „generativen Sprachregeln“ hinterher. Enzensberger hat dieses Thema im Laufe seiner Karriere mehrfach angesprochen. Hier ein Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit:

Heute wetteifern Hacker, Softwareunternehmen und Geheimdienste mit avancierten Methoden der Zahlentheorie um die Herrschaft über die Datenbanken. Was die Kontrolle letzten Endes unmöglich macht, sind aber weniger die immer ausgefeilteren Chiffriertechniken. Es ist das schiere Volumen des Verkehrs. (*Evangelium* 117)

Bereits 1970 stützte sich Enzensberger auf seinen kurz davor herausgegebenen Aufsatz *Bewusstseins-Industrie*, als er vermutete, dass ein potentieller „Überwachungsapparat mindestens größer sein [müsste] als das ganze bereits vorhandene Schaltnetz. [...] Eine Zensurinstanz, die ihre Arbeit extensiver betriebe, geriete notwendig zum größten Industriezweig der Gesellschaft“ (*Baukasten* 94). Darüber hinaus führte er zwei Beispiele für damals eingerichtete Kontrollapparaten: zum einen gab es den vollständigen sowjetischen Verzicht auf Kopierautomaten, zum anderen die politische Kontrolle im Westen, die „Hand in Hand“ ginge mit der „Gewinnmaximierung seiner Hersteller“ (96). Keine der beiden Kontrollinstanzen war imstande, die Erscheinung von oppositionsgesinnten Äußerungen zu unterdrücken.

An die Seite der Machtinstanzen tritt laut Subar die Legitimation durch sinnbildende Rituale bzw. Einsatz von Gewalt im Notfall. So gesehen ersparen heute die Terroristen den vorherrschenden politischen Mächten einen gewalttätigen Eingriff in das Geschehen, weil der terroristische Anschlag (eine Form der asemiotischen und „negativen“, also nicht berichtenden Gewaltausübung) die Lücke zwischen dem selbstreferenziellen semantischen System und dem vollen Umfang unregulierter generativer Sprachregeln schließt. Körperliche terroristische Gewalt stellt die Menschen vor eine Wahl zwischen

Leben und Tod, sowohl semantisch als auch physisch. Ihre Bedrohung, aus welcher Richtung auch immer, lässt vernünftige Menschen sich auf beiden Ebenen in ein semantisches und reales System des Lebens fliehen. Wenn der Kalte Krieg durch den „internationalen Krieg gegen den Terrorismus“ abgelöst sein sollte, um eine neue binäre Weltordnung in einer nun chaotischen globalen Welt herbeizuführen, dann sind die von Enzensberger beschriebenen Erfolgsbilder im Fernsehen als selbstreferenzielle Zeichen zu verstehen und die Terroristen als „unabhängige“ Agenten der Gewalt. Deren Wirkung ist doppelt so stark, da sie meistens selber keine Angehörigen des politischen Systems sind, dem sie um die verachtenswerte Rolle der Abschreckung unter gewaltigem Zwang nun allzu gerne erleichtern. Durch das westliche Zeichensystem des „Kapitalismus“ und der „Konkurrenz“ werden diese Beauftragten systematisch hergestellt, mit dem wir „einfach leben müssen“, so Enzensberger.

Die wohl markanteste Verschiebung hat Enzensbergers schriftstellerische Karriere nicht darin erlebt, dass er auf die Kunst der Essayistik umgestiegen war (obwohl er einmal in *Nomaden im Regal* bezeichnenderweise dazu geschrieben hat, dass „der Essay der Außenseiter *par excellence* [ist]“ (9)), sondern darin, dass er sich den übergeordneten Sorgen der Weltgemeinschaft zuwandte. Damit erheben sich seine Worte regelrecht in die Luft.

Wie bereits oben erwähnt, hat er über die Jahre hinweg auch nie aufgehört, Gedichte zu schreiben. Christian Linder vertritt die These, nach der Enzensberger in manch einer Phase:

hin- und hergerissen war, wo er sich nicht ganz für das eine – Literatur, Lyrik – und auch nicht ganz für das andere – politische Untersuchungen, politische Tagesarbeit überhaupt – entscheiden konnte [...], in der er wohl wieder einmal sein besonderes präziöses Ich unterdrücken zu müssen meinte, andererseits wusste er nicht so genau, wie das alles weitergehen sollte, und dann meinte er wieder gezwungen zu sein, nun unbedingt Identität herstellen zu müssen. (125)

Seine Unentschlossenheit mag wohl richtig erkannt worden sein, aber ich meine, dass sich beide literarischen Formen bei ihm unter einen Hut des romantisch-ironischen Marxismus bringen ließen, der von konträren und komplementären Differenzierungen innerhalb eines ewigen materiell-dialektischen Prozesses zehrt. Wenn wir nun einen Blick auf seine neuste lyrische Produktion werfen, wird dies sehr schnell erkennbar sein.

6.5 Die jüngste Lyrik

Ein Vorabdruck von einer kleinen Auswahl seiner neusten Gedichte erschien im März 2009 in *Die Zeit*, und unter ihnen gibt das Poem *Ohne Rücksicht auf Verluste* den besten Aufschluss über Enzensbergers aktuelles Stadium⁸. In der ersten Strophe zählt er unterschiedliche menschliche Attribute auf: „Die einen mögen barmherzig sein, / zornig die anderen, launisch, oder ganz einfach unerforschlich“ (*Ohne Rücksicht*). Unerwartet schlägt der Dichter dann einen Weg in die andere Richtung ein: „Doch geizige Götter gibt es nicht“ (*Ohne Rücksicht*), als hätten die Leser sich ein Bild von der unerklärlichen höheren Gewalt gemacht. Das darauffolgende Adjektiv „geizig“ soll klarstellen, dass der Geiz ausschließlich ein anthropozentrisches Merkmal ist.

⁸ Ein vollständiger Abdruck des Gedichtes befindet sich im Anhang 5.

Enzensberger fährt fort und beschreibt in den nächsten Strophen das entgegengesetzte Paar der Durchschnittsbürger und Machthaber anhand von alltäglich-materiellen

Gegenständen:

Während wir uns sorgenvoll fragen,
ob unser Überziehungskredit, das Heu für den Winter,
der zusammengekratzte Notgroschen, das Wasser reicht,

kommt es ihnen auf ein paar Milliarden
Milchstraßen hin oder her gar nicht an.
Alles nur Wunderkerzen zu ihrer Unterhaltung. (*Ohne Rücksicht*)

Unter einem ästhetischen Gesichtspunkt der romantischen Ironie spielt Enzensberger wieder mit den formalen Prinzipien. In der ersten Strophen können „die einen“ entweder die Alltagsmenschen oder die Götter gemeint sein, nur bestimmt nicht die Geizigen. In der dritten Strophe stellt man sich nun eine andere Variante vor: die „ihnen“ zeigen sich zwar gleichgültig, handeln jedoch mit Objekten einer außerordentlichen Größenordnung (z.B. „Milliarden“ oder „Milchstraßen“). Die ursprüngliche Vermutung, dass die normalen Menschen (die Armen und die Kleinbürger) wirklich das Ebenbild Gottes sein könnten (oder umgekehrt) wird unterbrochen und neu aufgestellt, was die Frage aufwirft: stehen die Götter und Manager auf derselben Seite?

Doch die Synthese entsteht in der vierten Strophe, in der es klar wird, wer auf wessen Seite steht: „So verschwenden sie ihr Leben und das unsere, / rücksichtslos aus dem vollen schöpfend, / während wir auf Sparflamme unser Süsschen kochen“ (*Ohne Rücksicht*). Weil der Dichter am Anfang behauptet, dass es keine geizigen Götter gibt, kämen einzig und allein nur noch die geschäftlichen und politischen Drahtzieher hierfür in Frage. Und weil die Dimension der Gewinne bzw. Verluste eine geradezu himmlische Proportion annimmt, ist dieses Pack ein weltweit operierendes. Im Kontrast dazu muss

der arme Mensch auf seiner mickrigen Sparflamme ein wenig nahrhaftes Süppchen kochen, was ebenfalls an allen Ecken und Enden der Welt zu finden ist.

Grimm hatte doch recht mit seinen Konterpaarungen, denn nie hat sich Enzensberger von der Stelle der Dichotomie wegbewegt. Die (nicht gerade) neue Trennlinie heißt hier Gerechtigkeit. Man hat es zuvor gesehen bei seiner Darstellung des ewigen Bodenkampfes in *Die große Wanderung* und bei seiner Abhandlung über Terrorismus, die letztendlich besagt, dass in einem ungerechten System weiterhin Ungerechtigkeit erzeugt werden wird. Mit diesen Zeilen will Enzensberger auch behaupten, dass das geflügelte Wort der „Verhältnisse“ nach wie vor gültig ist, denn wenn jene Verhältnisse immer noch missverstanden sein sollten, wird sich nichts daran ändern, dass „das volle“ (hier vielleicht „das marxistische organische Ganze“) sinnlos und ungerecht erschöpft wird, zugunsten einer exklusiven und spiellüsteren Gruppe von Machern.

Diese kurze Gedichtinterpretation lässt natürlich an die marxistischen Termini erinnern, aber zugleich lässt sie angesichts der romantisch-ironischen Tendenzen an Enzensberger als Künstler denken. Um Strohschneider-Kohrs noch einmal zu zitieren: „es gibt eine innere Unendlichkeit nicht nur als „Kraft“, sondern als ein Verhalten zu sich selbst, das als zyklische Bewegung der sich wiederholenden Selbstergreifung im Kunstwerk denkbar ist“ (42). Enzensberger, der inzwischen gut 80 Jahre alt ist, hat viel an Erfahrung gesammelt und dürfte nun eine wirkliche „Ahndung des Ganzen“ verinnerlicht haben (42). In dem Gedicht *Ohne Rücksicht auf Verluste* steht im Vordergrund, dass Enzensberger sich zu den Ausgebeuteten zählt, also zu den Menschen, auf die keine

Rücksicht genommen wird. Und dass die dargestellten Knappheiten sich jedes Jahr wiederholen werden, hat zur Folge, dass sich Enzensberger doch auf die Dauer in dieser Position sieht, ja dass er sich in jedem neuen Moment der Ungerechtigkeit mit ihr verbunden fühlt. Dennoch: die wunderkerzenähnliche Unterhaltungsexistenz der Welt und deren Bewohner liegt nicht nur den „Wölfen“ zu Füßen, sondern auch dem Künstler Enzensberger. Diese dynamische Beziehung zwischen ihm und seiner Umwelt hat es schon immer gegeben, kein einziges Mal hätte er aber jemals darauf verzichten wollen.

Manchmal bezieht er eine Position und verlässt er sie schnell wieder; zuweilen nimmt er die Feder in die Hand zum Dichten. Aber eines ist immer gleichgeblieben: seine Person und seine sich wiederholende Selbsterfassung lässt Enzensberger stets sichtbar werden.

7. Schlussbemerkungen

In der vorliegenden Analyse wurde ein Streifzug durch Hans Magnus Enzensbergers Karriere als ironisch-politischer Dichter und Schriftsteller unternommen. Dadurch ließ sich erkennen, dass an den Methoden der marxistischen Analyse durchgehend festgehalten wurde. Eine kritische Auseinandersetzung mit seinen Originaltexten sowie kritischer Sekundärliteratur erfolgte unter politischen, ästhetischen und wirkungsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Dabei sei zur Ergänzung die Anmerkung erwähnt, dass Enzensberger nur in bestimmten Fällen programmatisch ans Werk geht, dass es ihm vielmehr daran gelegen ist, sich in aller Öffentlichkeit zu einem *methodischen* marxistischen Ansatz zu bekennen, den er mittels seines eigenen selbstreflektierenden und –referentiellen künstlerischen Arbeitsprozesses offen darstellt.

Wir sind auch zu dem Schluss gekommen, dass das Enzensbergersche Koordinatennetz – die gleichzeitig synchrone und diachrone materielle Geschichtsauffassung, die sich durch eine sich stets wandelnde dichotome Denkform ergänzt – den „Starautor“ oft gefangen hat, nur um wieder eigenwillig von ihm zerrissen zu werden. Dieser politische Vorgang ist in ästhetischer Hinsicht analog zu Enzensbergers Einhaltung von den Prinzipien der romantischen Ironie, weil er sowohl innerhalb seiner einzelnen Werke als auch intertextuell mit der Schöpfung und Vernichtung nicht nur sich selbst und seiner Weltanschauung, sondern auch der menschlichen Gesellschaft und ihrer Verhältnisse beschäftigt ist. Seine Umwelt, sozusagen, romantisiert ihn, und er nimmt sie im dialektischen Schaffensprozess gleichzeitig als Stoff her, mit dem er anschließend zeichenhaft und verweisend vor den Augen der Leser ans Werk geht.

Obwohl ich nicht einverstanden mit Christian Linders Ansicht bin, nach der Enzensberger nie etwas ganz ist und sich nur zum Selbstschutz einer Version der romantischen Tradition verpflichtet, stimme ich ihm in dem folgenden Punkt zu:

Er hat wirklich eine durchgehende Logik noch gleichzeitig, was er macht, ist nicht völlig diskontinuierlich; [...] alte Motive [...] können ihn immer mal wieder motivieren, sie auf andere Weise einzulösen. [...] Auf jeden Fall ist da aber ein ganz stark subjektivistisches Moment, das in dem Begriff der Selbstinszenierung zu fassen ist. Dass man sich selbst überhaupt in Bezug auf das objektive Geschehen als einen Faktor zur Geltung bringen will und auch kann, dass man da auch mitmischt und sich jeweilig anders darstellt – da ist doch ein enormes Moment von subjektiver Freiheit drin, auch von Willkür. (137)

Jedoch, zur Klarstellung und Erweiterung dieser Ansicht – und darum ist es mir hier gegangen – habe ich mich auf das Konzept des orthodoxen Marxismus nach Lukács sowie auf die Idee der ironischen Willkür nach Schlegel bezogen, um zu zeigen, dass beides sich im Falle Enzensbergers nicht unbedingt ausschließen muss, dass er beides *ist*,

sowohl in seinem Leben als auch in seinem Schaffen. Denn schließlich verfiel er sich nicht nur immer wieder in seinem eigenen Koordinatennetz, sondern in seinen Versuchen, wieder aus jenem auszubrechen, nahm er selbstbekennd die Position des Anderen ein. Und wenn sich dieser undeutliche Andere doch etwas näher bestimmen ließe, dann vielleicht als das, was Martin Fritsche einen Widersacher gegen die Gleichheit nennt:

Nicht nur der kritische Inhalt ist es also, was deren gesellschaftliche Relevanz ausmacht, sondern deren Existenz schlechthin. Literatur in ihrer Funktion als „Antiware“, als „Widerstand, nicht Zustimmung zum Bestehenden“ hat in [Enzensbergers] Verständnis vor allem eine aufklärerische, aber keine didaktische Funktion. Nicht in Regeln und Katechismen, sondern im öffentlichen Vollzug ihrer Freiheit besteht ihre Wirkung. (244)

Selbst zu verhältnismäßig stabilen Friedenszeiten zieht Enzensberger gegen die öffentlichen Meinungsmacher zu Felde. Seiner Ansicht nach haben all diese Redner eine gewisse Entrüstung gemeinsam über die „verderbte Gesellschaft“, und sie argumentieren seit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus nicht mehr mit der politischen Ökonomie, sondern sie üben eine Kapitalismuskritik mit dem Habitus eines Moralpredigers (*Über die Gutmütigkeit* 50). Enzensbergers gewagter Vorschlag, der gut in das von Fritsche entworfene Schema passt, lautet wie folgt:

Lasst ab! Lasst ab von euren ewigen Vorwürfen, senkt eure Stimme, hört auf, all die geduldigen Nettozahler, Blutspender und Feuerwehrleute zu verdächtigen und zu erpressen, die für eure Gehälter aufkommen. Ihr seid stolz darauf, dass ihr den Leuten auf die Nerven geht. Aber treibt es bitte nicht zu weit, nicht so weit, dass sie die Nerven verlieren. Denn was dann passieren könnte, wollen wir uns lieber nicht ausmalen. Allem Augenschein zum Trotz ist die Gutmütigkeit eine knappe Ressource, die nicht Ausbeutung verdient, sondern Schonung. (60)

Da vernimmt man die Gegenstimme des Anderen, deren kritischer Inhalt sich als öffentlicher Text vollzieht und somit das dynamische Prinzip verkörpert, das der dialektischen Denkweise im sozio-politischen sowie ästhetischen Kontext innewohnt.

Zum Schluss ließe sich auf seinen 1998 erschienen kurzen Aufsatz *Dichter der Negation:*

Das Manifest der Kommunistischen Partei am Anfang des einundzwanzigsten

Jahrhunderts verweisen, um Enzensbergers lebenslange Begeisterung für den Marxismus

noch einmal vor Augen zu führen. Ich zitiere:

Die Stärken des *Manifests* liegen, ungeachtet [vieler] Irrtümer, in der Analyse, nicht in den Handlungsanweisungen, die es zu bieten hat. Das hat weder die Alte noch die Neue Linke begriffen. Sehr zu ihrem Schaden ließ sie sich von den affirmativen und utopischen Ansichten ihrer Gründungsväter fesseln. Die Folgen dieser Hypnose liegen heute klar zutage. Ich war immer überzeugt davon, dass die Wirkungsmacht des Marxismus in seiner gnadenlosen Negativität gründet, in der radikalen Kritik des Status quo. Er ist, in dieser Beziehung, nach wie vor ein unentbehrliches Werkzeug. [...] Während die meisten theoretischen Werke der Moderne, nicht zuletzt die schrillen Manifeste der Avantgarde, bestenfalls zum Futter für Seminare, wenn nicht zum toten Buchstaben geworden sind, werden die mächtigen Sätze von Marx und Engels auch das einundzwanzigste Jahrhundert noch erschüttern und erleuchten. (*Dichter der Negation* 161f.)

Diese Kraft des Negativen, die Enzensberger sich selbst zuspricht, wenn er persönlich sein eigenes Ich romantisch-ironisch in seinen Texten dann und wann aufleben lässt, ist eines der ausgeprägtesten Kennzeichen der Angehörigen seiner Generation. Ein weiteres

Zitat von Florian Illies halte ich an dieser Stelle für angebracht:

Weil es, trotz aller Gebrochenheit, in der Philosophie und Soziologie wie im öffentlich-rechtlichen Fernsehen das Gute vom Bösen zu trennen versuchte – und immer Haltung bewahrte... [...] Das ist das wahre Geheimnis dieses Jahrgangs. Er ist zu unserem Trost auf dieser Welt. („Jahrgang 29“ 45)

Oder vielleicht uns zum Trotz, denn Enzensberger und seine Werke speisen sich aus dieser negativen Kraft.

Weil meine Lesart und Untersuchung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, bieten sich als Vorschläge für weitere Forschungsakzente Enzensbergers jahrelange Tätigkeit als Herausgeber des *Kursbuch* und später auch der Buchreihe *Der andere Bibliothek*, seine Auslandsaufenthalte, seine Fortsetzung der lyrischen Produktion bis in die heutige Zeit sowie eine genauere Untersuchung seiner Stellung zu den neuen Medien an. Von Belang wären ebenfalls die umfangreichen Erweiterungen der marxistischen

Theorie in den Bereichen der Kommunikation und Globalisierung. Solche Studien wären sicherlich aufschlussreich für jegliche tiefere Analyse von Enzensberger und seine Schreibbiographie.

Da die Nachwirkungen seiner früheren Erfahrungen seine ganze Karriere durchziehen und mitgeprägt haben, und weil Enzensberger regelmäßig im gesellschaftlichen Mittelpunkt steht (seine Aufsätze und Gedichte werden immer noch vor und bei ihrer Erscheinung in den marktführenden Publikationen abgedruckt und erreichen ein breites Publikum) empfehle ich außerdem eine technischere Analyse seines Schaffens im Rahmen der Systemtheorie, die Themen wie Autopoiesis, Selbstreferenz und gesellschaftliche Reaktion aufgreift. Ich schließe mit einem Zitat aus dem Werk *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie*, das gut zum „System“ Enzensberger passt:

Die Besonderheit der Selbstbeobachtung hat einen anderen Grund: Das „selbst“ der Selbstreferenz muss *sich selbst als unaustauschbar behandeln*. Im Falle von Selbstbeobachtung muss es sich selbst mit dem Beobachteten identifizieren. In der kartesischen Tradition werden die besonderen Chancen dieser Lage herausgestellt; es wird betont, dass das Selbst eine privilegierte Position einnimmt, das es einen besonderen Zugang zu sich selbst hat und dass daraus Erkenntnischancen resultieren, in die niemand sonst eintreten kann. Die Kehrseite aber ist: dass das Selbst in der Selbstbeobachtung zur Exklusivität gezwungen ist. Nur es selbst kann sich selbst beobachten. Alle Möglichkeiten, sich durch Parallelblicke anderer zu vergewissern, entfallen. Es kann sich nicht am berausenden Wein des Konsenses stärken. **Es bleibt mit sich selbst allein. Höchste Gewissheit also und höchste Ungewissheit.** [Hervorhebung von mir – T.H.]

Enzensberger genießt die sonderbare Position des prekären Anderen.

Anhang 1

der andere (1964)

Einer lacht
kümmert sich
hält mein Gesicht mit Haut und Haar unter den Himmel
lässt Wörter rollen aus meinem Mund
einer der Geld und Angst und einen Pass hat
einer der streitet und liebt
einer rührt sich
einer zappelt

aber nicht ich
ich bin der Andere
der nicht lacht
der kein Gesicht unter dem Himmel hat
und keine Wörter in seinem Mund
der unbekannt ist mit sich und mit mir
nicht ich: der Andere: immer der Andere
der nicht siegt noch besiegt wird
der sich nicht kümmert
der sich nicht rührt

der Andere
der sich gleichgültig ist
von dem ich nicht weiß
von dem niemand weiß wer er ist
der mich nicht rührt
das bin ich

Anhang 2

verteidigung der wölfe gegen die lämmer (1957)

Soll der Geier Vergissmeinnicht fressen?

Was verlangt ihr vom Schakal,
dass er sich häute, vom Wolf? Soll
er sich selber ziehen die Zähne?
was guckt ihr blöd aus der Wäsche
auf den verlogenen Bildschirm?

Wer näht denn dem General
den Blutstreif an seine Hose? Wer
zerlegt vor dem Wucherer den Kapaun?
Wer hängt sich stolz das Blechkreuz
vor den knurrenden Nabel? Wer nimmt
das Trinkgeld, den Silberling,
den Schweigepfennig? Es gibt
viel Bestohlene, wenig Diebe; wer
applaudiert ihnen denn, wer
steckt die Abzeichen an, wer
lechzt nach der Lüge?

Seht in den Spiegel: feig,
scheuend die Mühsal der Wahrheit,
dem Lernen abgeneigt, das Denken
überantwortend den Wölfen,
der Nasenring euer teuerster Schmuck,
keine Täuschung zu dumm, kein Trost
zu billig, jede Erpressung
ist für euch noch zu milde.

Ihr Lämmer, Schwestern sind,
mit euch verglichen, die Krähen:
ihr blendet einer den andern.
Brüderlichkeit herrscht
unter den Wölfen:
sie gehn in Rudeln.

Gelobt sein die Räuber: ihr,
einladend zur Vergewaltigung
werft euch aufs faule Bett
des Gehorsams. Winselnd noch
lügt ihr. Zerrissen
wollt ihr werden. Ihr
ändert die Welt nicht.

Anhang 3

blindlings (1960)

Siegreich sein
 wird die Sache der Sehenden
 Die Einäugigen
 haben sie in die Hand genommen
 die Macht ergriffen
 und den Blinden zum König gemacht

An der abriegelten Grenze stehn
 bilndekuhspielende Polizisten
 Zuweilen erhaschen sie einen Augenarzt
 nach dem gefahndet wird
 wegen staatsgefährdender Umtriebe

Sämtliche leitende Herren tragen
 ein schwarzes Pflästerchen
 über dem rechten Aug
 Auf den Fundämtern schimmeln
 abgeliefert von Blindenhunden
 herrenlose Lupen und Brillen

Strebsame junge Astronauten
 lassen sich Glasaugen einsetzen
 Weitblickende Eltern
 unterrichten ihre Kinder beizeiten
 in der fortschrittlichen Kunst des Schielens

Der Feind schwärzt Borwasser ein
 für die Bindehaut seiner Agenten
 Anständige Bürger aber trauen
 mit Rücksicht auf die Verhältnisse
 ihren Augen nicht
 streuen sich Pfeffer und Salz ins Gesicht
 betasten weinend die Sehenswürdigkeiten
 und erlernen die Blindenschrift
 Der König soll kürzlich erklärt haben
 er blicke voll Zuversicht in die Zukunft

Anhang 4

middle class blues (1964)

Wir können nicht klagen.

Er ist leer.

Wir haben zu tun.

Wir sind satt.

Wir können nicht klagen.

Wir essen.

Worauf warten wir noch?

Das Gras wächst,
das Sozialprodukt,
der Fingernagel,
die Vergangenheit.

Die Straßen sind leer.
Die Abschlüsse sind perfekt.
Die Sirenen schweigen.
Das geht vorüber.

Die Toten haben ihr Testament gemacht.
Der Regen hat nachgelassen.
Der Krieg ist noch nicht erklärt.
Das hat keine Eile.

Wir essen das Gras.
Wir essen das Sozialprodukt.
Wir essen die Fingernägel.
Wir essen die Vergangenheit.

Wir haben nichts zu verheimlichen.
Wir haben nichts zu versäumen.
Wir haben nichts zu sagen.
Wir haben.

Die Uhr ist aufgezogen.
Die Verhältnisse sind geordnet.
Die Teller sind ab gespült.
Der letzte Autobus fährt vorbei.

Anhang 5

Ohne Rücksicht auf Verluste (2009)

Die einen mögen barmherzig sein,
zornig die andern, launisch, oder ganz einfach
unerforschlich. Doch geizige Götter gibt es nicht.

Während wir uns sorgenvoll fragen,
ob unser Überziehungskredit, das Heu für den Winter,
der zusammengekratzte Notgroschen, das Wasser reicht,

kommt es ihnen auf ein paar Milliarden
Milchstraßen hin oder her gar nicht an.
Alles nur Wunderkerzen zu ihrer Untersuchung.

So verschwenden sie ihr Leben und das unsere,
rücksichtslos aus dem vollen schöpfend,
während wir auf Sparflamme unser Süppchen kochen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Benn, Gottfried. „Die Eroberung.“ *Dr. Rönne: Frühe Prosa*. Zürich: Arche, 1950. 40-48.

Enzensberger, Hans Magnus. „der andere.“ *Gedichte: 1955-1970*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 72.

---. „Baukasten zu einer Theorie der Medien.“ *Palaver. Politische Überlegungen (1967-1973)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974. 91-129.

---. „Bewusstseins-Industrie.“ *Einzelheiten*. Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1962. 7-15.

---. „blindlings.“ *Gedichte: 1955-1970*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 36.

---. „Europäische Peripherie.“ *Deutschland, Deutschland unter anderm: Äußerungen zur Politik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1967. 152-76.

---. „Eurozentrismus wider Willen: Ein politisches Vexierbild.“ *TransAtlantik*. Nr. 10 (1980): 62-67.

---. „Dichter der Negation.“ *Nomaden im Regal. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 159-62.

---. „Das digitale Evangelium.“ *Nomaden im Regal. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 106-29.

---. *Die Große Wanderung. Dreiunddreißig Markierungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.

---. „Das höchste Stadium der Unterentwicklung.“ *Nomaden im Regal. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 163-82.

- . „Die Leere im Zentrum des Terrors.“ *Nomaden im Regal. Essays.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 183-87.
- . „Die Macht der Gewohnheit.“ *Gedichte: 1955-1970.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 164-65.
- . „middle class blues.“ *Gedichte: 1955-1970.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 78-79.
- . „Mittelmaß und Wahn. Ein Vorschlag zur Güte.“ *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreungen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988. 250-76.
- . „Nomaden im Regal.“ *Nomaden im Regal. Essays.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 9-16.
- . „Das Nullmedium oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind.“ *Nomaden im Regal. Essays.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 92-105.
- . „Ohne Rücksicht auf Verluste.“ *Die Zeit.* 12 März 2009: Zeit Literatur, Beilage.
- . „Offener Brief.“ *Über Hans Magnus Enzensberger.* Joachim Schickel, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. 233-38.
- . „Peter Weiss und andere.“ *Über Hans Magnus Enzensberger.* Joachim Schickel, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. 246-51.
- . „rädelsführer.“ *Gedichte: 1955-1970.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 73.
- . „Der radikale Verlierer.“ *Der Spiegel.* 7 November 2005: 174-83.
- . „Über die Gutmütigkeit.“ *Nomaden im Regal. Essays.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 50-60.
- . „Vermutungen über die Turbulenz.“ *Nomaden im Regal. Essays.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 17-25.

- . „verteidigung der wölfe gegen die lämmer.“ *Gedichte: 1955-1970*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971. 18-19.
- . „Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums.“ *Nomaden im Regal. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 26-37.
- . „Zur Kritik der politischen Ökologie.“ *Palaver: Politische Überlegungen (1967-1973)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974. 169-232.
- . „Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang.“ *Nomaden im Regal. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 142-53.
- Vonnegut, Kurt. *Armageddon in Retrospect*. New York: Berkley, 2008. 233.

Sekundärliteratur

- Adorno, Theodor W. „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?“ *Weiterentwicklungen des Marxismus*. Willi Oelmlüller, Hrsg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977. 315-31.
- Andersch, Alfred. „(In Worten: Ein) zorniger junger Mann.“ *Über Hans Magnus Enzensberger*. Joachim Schickel, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. 9-13.
- Beutin, Wolfgang und Klaus Ehlert, et al. *Deutsche Literaturgeschichte: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Metzler, 2008.
- Buthge, Werner. *Anna Seghers: Werk – Wirkungsgeschichte – Wirkungsmöglichkeit in der Bundesrepublik Deutschland*. Diss. Stuttgart: Akademischer Verlag Hans-Dieter Heinz, 1982.

- Dietschreit, Frank und Barbara Heinze-Dietschreit. *Hans Magnus Enzensberger*.
Stuttgart: Metzler, 1986.
- Dujmic, Daniela. *Literatur zwischen Autonomie und Engagement: zur Poetik von Hans Magnus Enzensberger, Peter Handke und Dieter Wellershoff*. Diss. Universität Konstanz, 1996.
- Eggers, Ingrid. *Veränderungen des Literaturbegriffs im Werk von Hans Magnus Enzensberger*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1981.
- Eisenbichler, Ernst. „Hans Magnus Enzensberger zum 80. Der ‚Fliegende Robert‘ der Literaten.“ *BR-Online*. Bayerischer Rundfunk. 12 Nov 2009. Webseite. 20 Nov 2009.
- Fritsche, Martin. *Hans Magnus Enzensbergers produktionsorientierte Moral: Konstanten in der Ästhetik eines Widersachers der Gleichheit*. New York: Peter Lang, 1997.
- Grimm, Reinhold. „Bildnis Hans Magnus Enzensberger: Struktur, Ideologie und Vorgeschichte eines Gesellschaftskritikers.“ *Texturen – Essays und anderes zu Hans Magnus Enzensberger*. New York: Peter Lang, 1984.
- Haug, Wolfgang Fritz. *Pluraler Marxismus: Beiträge zur Politischen Kultur*. Bd. 1. West-Berlin: Argument, 1985.
- Hall, Stuart. „Wann war ‚der Postkolonialismus‘? Denken an der Grenze.“ *Hybride Kulturen: Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius, et al., Hrsg. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1997.
- Illies, Florian. „Jahrgang 1929“. *Die Zeit*. 12 März 2009: 45.

„Ironie“. *Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Neubearbeitung. 2003.

Kade, Gerhard, und Knut Krusewitz. *Anti-Enzensberger: Von der Umweltkatastrophe und den Grenzen literarischer Krisenbewältigung*. Köln: Paul-Rugenstein Verlag, 1974.

Krämer-Badonie, Rudolf. „Der Mensch, den es noch nicht gibt.“ *Über Hans Magnus Enzensberger*. Joachim Schickel, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. 70-73.

Linder, Christian. „Der lange Sommer der Romantik: Über Hans Magnus Enzensberger.“ *Die Träume der Wunschmaschine: Essays über Hans Magnus Enzensberger, Max Frisch, Alexander Kluge, Peter Weiss und Dieter Wellershoff*. Hamburg: Rowohlt, 1981. 112-45.

Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984.

Lukács, Georg. *Geschichte und Klassenbewusstsein: Studien über marxistische Dialektik*. Berlin: Luchterhand, 1968.

Lützel, Paul Michael, Hrsg. „Einleitung: Der postkoloniale Blick.“ *Der postkoloniale Blick: Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997. 7-33.

Marx, Karl. „Zur Kritik der politischen Ökonomie.“ *Marx-Engels-Werke*. Bd. 13. Berlin: Dietz 1971. 630.

Osterle, Heinz D. „Hans Magnus Enzensberger: Ein neuer Klassiker?“ *The German Quarterly*. 59.2 (1986). 279-89.

- Sadji, Amadou Booker. „Hans Magnus Enzensberger und die ‚Dritte Welt‘.“ *Hans Magnus Enzensberger*. Reinhold Grimm, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984. 258-75.
- Srubar, Ilja. „Von der Macht des Kapitals zur Macht der Semiosis: Politische Semantiken als gesellschaftliche Immunisierungsmechanismen“. *Kritische Theorie heute* Rainer Winter, und Peter V. Zima, Hrsg. Bielefeld: transcript Verlag, 2007. 283-301.
- Strohschneider-Kohrs, Ingrid. *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung*. Tübingen: Niemeyer, 1997.
- Weiss, Peter. „Enzensbergers Illusionen.“ *Über Hans Magnus Enzensberger*. Joachim Schickel, Hrsg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. 239-45.
- Zantop, Susanne. „Colonial Legends, Postcolonial Legacies.“ *A User's Guide to German Cultural Studies*. Scott Denham und Irene Kacandes, et al., Hrsg. Ann Arbor: The University of Michigan Press, 1997. 189-206.